Perlen.

Gesammelte Novellen

von

F. Brunold, A. Woldemar und Leopold v. Kesteloott.

Berlin.
Verlag von G. A. Hoevel.
1855.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Die Brunnennixe. Aus den Papieren des Baron B. Von A. Woldemar 1

Der Pfeil. Historisch-romantische Erzählung von F. Brunold .. 49

Das Alibi. Von A. Woldemar 117

Meine Duelle. Von A. Woldemar 133

Die Brautwerber. Skizze aus dem amerikanischen Leben. Von Leopold v. Kesteloott 149

Die Brunnennixe.

1.

Das Gewitter hatte sich gelegt, und der Regen fiel in schweren Tropfen nur noch von den Wipfeln der Bäume herab, aber das schwarze Gewölk war noch nicht von dem Himmel gezogen, und kein Stern wollte freundlich herabblicken, nur der Mond bezeichnete durch das hellere Licht die Stelle, wo er über der nächtigen Erde schwebte. Verdrießlich stand ich im Ballsaale und schaute zu dem offenen Fenster hinaus in das Dunkel, ob ich nicht bald der lästigen Schwüle des Saales entrinnen und den ambrosischen Duft der Nacht einathmen könne. Drinnen aber erglänzten an den hohen Trimeaux und auf prachtvollen Lüstres unzählige Wachskerzen, und die bewegte Menge reizend geschmückter Damen schuf den Saal zu einem Feenhimmel um.

Es war der Eröffnungsball im Bade Grönthal. Der Fürst, um die Abwesenheit seiner liebenswürdigen Gemahlin dem Publikum und den Badegästen nicht fühlbar zu machen, hatte Alles aufgeboten, was das Fest zu einem der prachtvollsten machen konnte. Der Saal war ein zauberischer Feengarten, aus den Spiegeln, die ihn umgaben, wurde das Bild der an den Wänden stehenden Zitronen-

bäume zurückgeworfen und es schien eine doppelte und vierfache Allee sich rings um den Saal zu ziehen; in den dunkelgrünen Blättern hingen kleine bunte Lampen, die mit lieblichem Farbenspiel das Auge ergötzten, und hoch oben an den Spiegelwänden zog sich ein Kranz von Wachskerzen, die den Tag durch ihren Glanz beschämten. Unter den duftenden Bäumen waren Lauben von schlanker Myrthe und von andern Blumen gebildet, wo auf zierlichen Taburets, neben rothen Divans aufgestellt, die auserlesensten Erfrischungen für die Gäste standen. Am Ende des Saales aber erhob sich auf einigen Stufen, wie ein erhöhter Pavillon, aus rother und blauer Seide ein prachtvoll dekorirtes Zelt, dessen Capital in eine Fürstenkrone sich hüllte, und ringsum auf der Terasse standen, gleich Ehrenwachen, prachtvolle Lüstres, die um Blumenkronen ihre Lichtkränze wanden. Hier saß der Fürst, ein noch junger Mann, umgeben von dem auserlesensten Zirkel seiner Gäste, und dem frohbewegten Treiben unter ihm zuschauend, bezauberte er Alle um sich durch seine Liebenswürdigkeit. Seine Schwester, um wenige Jahre älter und ernster als er, pflog indessen in einem Nebensaale mit ernsten Männern ein Gespräch über die wichtigen Begebnisse unserer Zeit.

Ich aber war des fröhlichen Treibens müde, ein Gewitter hatte sich an dem Himmel aufgethürmt, und trotz dem Leuchten der Blitze, trotz dem Rollen des Donners wollte der Jubel kein Ende nehmen. Das Bad lag in einer der reizendsten Gegenden und dicht an dem Fuße eines kleinen Gebirgszweiges. Der Kunstsinn des Fürsten hatte, indem er es errichtete, auch nicht das geringste Plätzchen zu benutzen vergessen, und so bildete das ganze einen bezaubernden Punkt. Ich hatte es noch nie besucht, allein

das Gerücht von der Liebenswürdigkeit des fürstlichen Paares sowohl, als die Nähe eines Onkels, der als pensionirter Oberforstrath in der Nähe seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, zog mich in diese Gegend. Heute wurde das Bad eröffnet, am Morgen war ich fröhlich und wohlgemuth angelangt. Mein Muth sank aber sehr und fast verdrießlich war es mir, als ich, mich dem Fürsten vorstellend, aus seinem Munde vernahm, wie sehr er es bedaure, daß ich seine Gemahlin nicht fände, indem diese bei ihrem Vater, dem Grafen B., einige Monate zubringen, und erst gegen das Ende der Saison mit ihm hierher zurückkehren wollte. — Ich hatte soviel von dieser Dame gehört, wie sie zu den geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen gehöre, daß ich kaum die Stunde erwarten konnte, in welcher ich ihr vorgestellt werden sollte, und um so größer mußte nun meine Bestürzung sein. Allein ich tröstete mich, denn unmöglich konnte mein Onkel, der den heutigen Tag, so hatte mir der Fürst gesagt, nie versäumte, mehr lange ausbleiben; ich hatte den würdigen Greis lange nicht gesehen, und wollte ihm eine recht freudige Ueberraschung durch meine Gegenwart vorbereiten, denn er hatte mich stets wie einen Sohn geliebt. Aber es verging eine Stunde nach der andern, es wurde dunkler, ich durchirrte alle Salons, sah jedem alten Herrn verwegen unter den Hut, aber meinen Onkel konnte ich nicht entdecken. Da bemächtigte sich der Unmuth meiner; das Gewitter trieb mich in den Saal, da ich aber keine Lust hatte, mich mit gestörten Hoffnungen unter die Tanzenden zu mischen, so trat ich an das offene Fenster, und las Harmonie für meine Seele aus den dunklen Wolken.

Des Fürsten Schwester, welche mit umsichtigem Blicke

einen Jeden bemerkte, hatte mich so einsam stehen gesehen, und nicht lange darauf lud einer ihrer Kammerdiener mich zu ihr.

„Herr Baron," so redete sie mich an, „Sie waren in den vorigen Jahren als Attaché der Ambassade in Paris und beobachteten dort in den verhängnißvollen Julitagen das ganze Treiben der bewegten Nation; mein Vetter, der Graf X., ist mit mir in einem Streite begriffen über die Rechtlichkeit des ganzen Unternehmens; sagen Sie uns, was urtheilen Sie darüber, der Sie so nahe das Ganze sicherlich richtig beurtheilen lernten."

„Durchlaucht," erwiederte ich, „ich kann nicht umhin, das Betragen eines Volkes zu entschuldigen, wenn es sich nicht scheut mit dem größten Opfer, mit seinem Blute, seine Rechte aufzuwiegen; und alles, was dieser Begebenheit vorherging, zeigte wohl zu deutlich, daß dem Volke seine heiligsten Rechte durch Gewalt entrissen werden sollten."

„Dasselbe sagte der Graf," entgegnete sie, „aber obwohl ich nicht einsehe, wie die Rechte des Volkes gekränkt werden könnten, so kann ich doch schon die grausame Art nicht billigen, wie man sie geltend machte. Ich will hier keinesweges von Aristokratismus geblendet erscheinen, allein der Grausamkeiten fielen doch so manche vor, die sich nicht entschuldigen lassen, wenn man selbst das nicht im Auge haben will, daß des Volkes Gegner sein König war."

„Soll denn aber, Durchlaucht," fiel ihr der Graf ins Wort, „soll denn aber ein König, wie die Franzosen ihn haben, der durch tausend Kleinigkeiten in seiner Majestät beschränkt ist, das Recht haben, das Gesetz wieder aufzulösen, welches er dem ganzen Volke eidlich autorisirte?

ja ich wollte es zugeben in Staaten, wo dergleichen Principien nicht auftreten, wo aber das Volk gleichen Antheil an der Legislation hat, da kann doch billiger Weise nur mit Beistimmung des ganzen Volkes das Gesetz gelöst werden, und es hat für den Fürsten dieselbe bindende Kraft bei seiner Aufrechterhaltung, als wie für das Volk."

„Graf, Sie haben Recht, aber mögen Sie mich nun einseitig schelten. Ich tadle das Faktum keineswegs, nur die Art, wie es sich geltend machte. Ich gebe zu, es bindet mich hierbei ein zu individuelles Interesse. — Sie sehen mich erstaunt an, und glauben aus meiner Krone leite sich es ab; nein, ein individuelles Interesse, welches leider nur zu störend in meine innersten Familienverhältnisse eingreift!"

Wir sahen uns einander staunend an, und alsdann die Fürstin. Ich fühlte, die feine Dame habe mich bloß in eine Gesellschaft rufen wollen, denn meine Ansichten darüber konnten ihr wohl, bei ihrem überwiegenden Verstande, gleichgültig sein. — Sie wischte sich die Augen, und uns allen schien das Interesse tiefer zu liegen, was sie an der Umwälzung nahm, da es sie zu tief berührte, als daß es ein bloß politisches hätte sein können. Und da man sie als eine vorzügliche Frau kannte, welche jede Art von Volksbedrückung haßte, da man wußte, wie sehr sie an den glücklichen Fortschritten jeder geistigen Reform stets den wärmsten Antheil genommen hatte, so war unsre Neugier aufs Höchste gespannt, als sie nach einer Pause begann:

„Es war bei der Vermählung meines Bruders mit der jungen Gräfin B., daß ihr Vater, der Graf B., mit seiner Tochter Cölestine hier zum letztenmale anwesend war.

Die junge Dame war eine Zwillingsschwester meiner Schwägerin und ihr aufs Sprechendste ähnlich. Sie wissen, Graf X., wie damals Cölestine durch ihre Reize und durch ihren blendenden Verstand alles bezauberte, und ich fürchtete leider zu sehr, lieber Eugen, daß Sie der wärmste Lenker ihres Triumphwagens geworden wären, wenn Ihre Verlobte Ihnen nicht zur Seite als schützender Engel gestanden hätte. Die Feierlichkeiten waren beendet, die Flitterwochen verflogen, und der alte B. war gesonnen, baldmöglichst eine Reise mit Cölestinen nach Paris zu unternehmen, welche er bis zu diesem Zeitpunkt hatte verschieben müssen, da Adelaide, meine Schwägerin, eine abgesagte Feindin von Paris war, und sie den Vater, der sie nur aus seinen Händen in die des Gatten lassen wollte, nur höchst ungern dorthin begleitet hätte. Es sind jetzt zwei Jahre, als sie uns verließen, um sogleich darauf sich nach der Gebieterin der modernen Welt zu begeben. Cölestine hatte das Glück, auch dort allgemein zu gefallen, die Naivetät und zugleich die Festigkeit der deutschen Gräfin erregte die Aufmerksamkeit der Pariser, und das blendende Hotel, das der begüterte Vater gemiethet hatte, war immer ein Aufenthalt der geistreichsten und ersten Männer der Residenz. In allen Salons brillirte Cölestine durch ihren Witz, und kaum waren vier Wochen vergangen, so drehte sich um sie das allgemeine Gespräch, ein jeder junge Mann nannte sie brillante d'esprit et de jeunesse, und la folie Allemande gesprochen, bei ihr Thee getrunken, sie in die Oper gefahren zu haben, gehörte zur Tagesordnung, war bon ton.

Cölestine aber erkannte bald die Pariser; ein alter General legte ihr sein Herz zu Füßen, mit Lachen fiel sie

ihm um den Hals und küßte ihn mit den Worten: mon chère papa! herzlich ab; verblüfft erhob sich der Arme und das ma déesse erstickte ihm im Halse. Die Elite des jungen Adels seufzte vor ihrem Triumphwagen um einen Blick. Sie warf Allen hundert freundliche Blicke zu, und verliebter zogen die Getäuschten ab. Lieben aber, das konnte sie keinen, denn alle diese waren allein geschaffen, der Langeweile Plagen zu vertreiben, nicht aber ein ächtes deutsches Herz zu verstehen, zu schätzen und auszufüllen.

Es ist nicht das erstemal, daß ich die Bemerkung mache, sondern schon viele Beispiele haben mich belehrt, daß das deutsche Mädchen von Geist und Gefühl den Franzosen nicht lieben kann. Der verliebte Franzose ist nichts als ein Galanthomme, Alles was er der Geliebten vorstammelt, ist feine Schmeichelei, und wenn er schwört, bei Nichterhörung seiner Wünsche sterben zu müssen, so hat dies keine größere Wichtigkeit, als wenn er schwört, im nächsten Augenblicke einer Champagnerflasche den Hals zu brechen. Er springt verzweiflungsvoll auf, um in der nächsten Minute mit entfaltetem Gesicht einer andern Dame dasselbe zu sagen. Die Französin ist dies gewohnt, und mit gleicher Leichtigkeit erhört sie die Liebesschwüre ihrer Anbeter, um sie bei dem Folgenden wieder zu vergessen; die Deutsche jedoch, ernster, klarer und tiefer, ist im Ganzen eine Feindin der Schmeichelei, und wenn sie dieselbe angehört, und dazu auch lächelt, so kann sie doch nimmer einem Schmeichler, geschweige denn einem Pariser ihr Herz und ihre innige Liebe schenken; daß ich jedoch Närrinnen, die in Worten und Floskeln das Herz suchen, ausnehme, versteht sich. Doch ich kehre zu meiner Cousine zurück.

Zwei Monate waren schon verflossen, als eines Tages Cölestinens Vater, begleitet von einem jungen Manne, in das Zimmer der Tochter trat, und denselben ihr als Baron Emil von Linden, Capitän bei den Königlichen Garden in Paris, vorstellte. — Emil war ein Deutscher von der Gränze der sächsischen Schweiz, er war ein schöner Mann, denn er war ein ernster und würdiger Mann, und dies war genug, als daß Cölestine nicht sogleich ihm eine nähere Aufmerksamkeit hätte schenken sollen. Emil nahte sich ihr mit bescheidener Schüchternheit, und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange. War er doch ein Deutscher, und hörte Cölestine doch die ersten heiligen Klänge ihrer Muttersprache in so wunderholden Naturlauten ihr zuklingen; hörte sie doch zum erstenmale, wie reine, ungeheuchelte Achtung, ohne die Exaltation der Schmeichelei, zu ihr sprach. Mit Ernst und dennoch mit inniger tiefer Sehnsucht sprach Emil von seinem Vaterlande, mit Milde und Bescheidenheit rügte er die Fehler der Pariser, und Cölestinens Interesse steigerte sich zu einer reinen Hochachtung. Ich stimme darin mit ihr ganz überein, der Mann muß uns liebenswürdig erscheinen, bevor wir ihn lieben können, wodurch wird der Mann aber liebenswürdig? — Nicht durch Schmeicheln, nicht durch ein Conversationstalent, was leider nur zu oft der Mantel über die verborgene Leere ist. O nein, die Liebenswürdigkeit des Mannes ist dieselbe, die das Weib besitzen soll, bei ihr äußert sie sich als Anmuth, beim Manne aber soll sie als Würde dastehen; und diese kann der Mann nur durch Ernst, Bescheidenheit und Consequenz erlangen, durch welche alle jedoch das tiefe Gefühl und der feinste Zartsinn sich durchziehen muß. Arroganz, Inconsequenz und gecken=

haftes Narrenwesen entehren den Mann nicht minder, als das Weib durch keckes Hervortreten, durch Flattersinn und Eitelkeit geschändet wird.

Emil hatte zwei Stunden in Cölestinens Boudoir verweilt, und zwei Stunden waren im vertraulichsten Gespräche hingeeilt, ohne daß einer von Beiden den drohenden Sturm bemerkt hatte. Da riefen Emils Geschäfte ihn von Cölestinens geistreicher Nähe hinweg, und mit einem langen Handkusse beurlaubte er sich bei ihr; das fröhliche Mädchen rief ihm heiter nach: „Lieber Landsmann, ich hoffe Sie bald wieder hier zu sehen.“ Ach und kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als sie fühlte, wie gern sie ihn sogleich wieder gesehen hätte, als sie fühlte, daß der erste Eindruck ein zu inniges Verlangen nach baldigem Wiedersehen hinterlassen hatte, als daß die nähere Bekanntschaft nicht eine innige Liebe hätte entwickeln sollen. Sie theilte ihrem Vater mit, wie hoch sie den Capitän hätte achten lernen, und der Vater bestätigte sie darin, indem er ihr erzählte, wie tapfer sich Emil bei verschiedenen Gelegenheiten benommen, wie sehr er von allen seinen Cameraden geachtet und von seinen Untergebenen geliebt werde, wie er überhaupt ein durchaus braver Mann sei. Ein jedes Wort sog Cölestine begierig ein; so hatte sie sich das Ideal des Mannes gedacht, mit einem solchen Manne hatte sie sich geträumt glücklich zu sein; und kaum konnte sie die Qualen der Ungeduld in sich besiegen, die den Augenblick des Wiedersehens in der nächsten Secunde wünschten. Es wird dem Weibe, da es einsamer dasteht, als der Mann, den doch die mannigfachsten Verbindungen des Lebens fesseln, überhaupt schwerer, sich von einem Ideale, und von dem Traume an

Erfüllung loszureißen, sie möchte das einmal erwählte Bild immer mit glühenden Armen umschlingen, und dem Geliebten stets mit aller Hingebung an die Brust fliegen, wenn nicht die Sitte ihr eine so unumstößliche Mauer dazwischen zöge, die das Weib in das Gefängniß einer scheuen Schüchternheit zwingt, welche doch keineswegs im reinen Naturcharakter desselben liegt. Ein jedes ächte Weib ist eine Julia wie Shakespeare sie zeichnet, so liebend, wenn sie den Gegenstand ihrer Liebe erkannt hat, daß sie in ihm sich selbst vergißt und aufgiebt. — So war Cölestine, so nur konnte sie sein, denn sie war ein Weib im höchsten Sinne des Wortes.

Emil wiederholte seinen Besuch, sobald der Anstand es ihm erlaubte; auch auf ihn hatte Cölestine einen wunderbaren Eindruck gemacht, und unverholen sprach die sehnende Gluth seines Auges, unverholen die doppelt zarte Auszeichnung, mit der er sie behandelte, seine tiefe Liebe aus, allein der biedre, obschon sehr arme Jüngling wagte seinen Blick doch nicht mit dem Wunsche des Begehrens zu der reichen Gräfin zu erheben.

Cölestine fühlte zu gut, wie sehr sie geliebt wurde, und wie schwer es dem Liebenden wurde, sein Herz durch die Fessel der Nothwendigkeit zu zügeln, und seinem Wunsche zu entsagen; allein nur noch höher stand Emil dadurch in ihren Augen, und nur noch inniger und tiefer wurde ihre Liebe. Da bemerkte der würdige Vater das Verhältniß, und nur allein für das Glück seiner Tochter besorgt, verachtete er äußre Glücksgüter, und ermuthigte in einem ernsten Gespräche den jungen Baron selbst, nur dreist seiner Tochter sein Herz zu öffnen. Emil zögerte, er wähnte sich zu sehr im Nachtheil, aber der Graf be-

lehrte ihn, wie nur Liebe und Biedersinn, nicht Rang und Vermögen seine Tochter beglücken würden, und Emil flog freudetrunken zu den Füßen seiner Cölestine, die ihm bald seine heißen Liebesschwüre von dem Munde küßte. Der Bund war geschlossen, und der würdige Vater weidete sich an dem Glücke der Tochter und des beglückten künftigen Eidams, denn im Herbste sollte die Vermählung in Deutschland auf den Gütern des Grafen vollzogen werden.

Cölestine war selig in dem Geliebten, und ringsumher beachtete sie nicht mehr die Galanterieen der Anbeter, die sie umschwärmten; ihre kindliche Naivetät und Heiterkeit löste sich in eine innige Weichheit auf, die, entfernt von schmachtender Weichlichkeit, das Herz des Mannes wie das des Weibes mit einem ungemeinen Zauber durchzieht. Täglich war der Geliebte um sie, immer tiefer durchschaute sie sein reiches Herz und immer höher stieg die Achtung, welche sie ihm zollte.

Da durchliefen die Salons von Paris, in welchen bis jetzt nur die Freude der Geselligkeit die Oberhand behalten zu haben schien, plötzlich dunkle Gerüchte, politische Meinungen und Furcht vor Umwälzungen wurden die Tagesgespräche, allein obwohl es viele gab, welche behaupteten, daß dem Könige zu gut das Beispiel Louis XVI. vor Augen schweben würde, als daß er es wagen sollte, die Rechte der Franzosen zu unterdrücken, so konnte man sich doch von dem Gedanken nicht losmachen, daß der König endlich doch wohl gar einen Gewaltschritt wagen, und die Charte umstoßen könne. Man fürchtete seine Minister und Priester, die ihn unumschränkt beherrschten, zu sehr, um nicht eine jede solche Besorgniß für wohl gegründet zu halten.

Die Gemüther aller Pariser wurden gespannt und unwillig, und Cölestinens Vater, obwohl die fremde Nation ihm ferne stand, theilte doch das ganze Interesse. Cölestine aber sah im Voraus, zu welchen Auftritten ein solcher Schritt des Königs führen könne, und ihr bangte nur für den Geliebten, der in unmittelbarer Nähe des Königs dessen Schutzmauer mit seinen Kriegern sein mußte, und leider hatte das arme Mädchen nicht umsonst gebangt.

Der 26. Juli kam. Die Charte war vernichtet durch die heillosen Umformungs-Ordonnanzen, und auf Paris lag eine dumpfe Gewitterstille. Viele Bürger ahneten noch nicht, was ihnen geschehen war, bloß Haufen von Neugierigen begaben sich auf die öffentlichen Plätze, aber, Böses fürchtend, ließ man die Unbewaffneten mit Schlägen forttreiben.

Die Wuth der Bürger entflammte sich, und die Truppen bekamen den Befehl, die Straßen und Plätze zu besetzen. Da mußte denn auch Emil sich trennen von seiner Cölestine, und das „Gott sei mit Dir!" lallte die halb Ohnmächtige dem Scheidenden nach. Wohl wußte sie, daß er in einen unglücklichen Kampf eile, daß er gezwungen war, Bürgerblut zu vergießen; auch zu wohl wußte sie, daß ihm kein Söldner, der für Beute und Lohn im fremden Interesse focht, gegenüber stand, nein, daß ein freies Volk, ein aus seinem Schlummer geweckter Löwe für sein heiligstes Recht zu kämpfen glaubte, und daß nur Sieg oder Tod der einzige Ausweg sei, den des Volkes und des Geliebten Ehre zuließ. — Der Tag verging, ohne daß es zu besondern Angriffen gekommen wäre, und ebenso ohne Kampf noch der 27. Juli, obwohl man sich

vieler Gewaltthaten schuldig machte. Cölestine sah ihren Geliebten beide Tage nicht, er war Tag und Nacht unter Waffen, und noch wußte kein Mensch, wie es enden würde.

Da begann der 28. Juli zu tagen, Paris glich einem großen Lager, und Alles harrte eines wüthenden Kampfes. Cölestine hatte erfahren, wohin ihr Emil postirt war, und gleich vielen Frauen hatte auch sie, wider Wissen des Vaters, sich in die Kleider eines Mannes geworfen, um dem Geliebten zu folgen. Schauder erregte in ihr die Verirrung und die Spuren der Gewalt, welche in Paris obwalteten. Sie eilte aber durch die wüthende Menge hindurch, und nicht das Aechzen der Sterbenden, nicht das Lärmen der Sturmglocken, nicht der Donner des Geschützes konnte sie abhalten. Sie erhielt Kunde, daß die königlichen Garden auf dem Platze Louis XV. standen, und dorthin eilte sie mit beflügeltem Schritte. Bald fand sie den Geliebten, und mit glühender Beredsamkeit schilderte sie ihm, wie sie rings umzingelt und verloren wären, wenn sie nicht den einen Ausweg ergriffen, sich wie die anderen Truppen mit dem Volke zu verbinden.

Emil wankte, schon wollte er ihr folgen, aber sein Pflichtgefühl befahl ihm, in dieser Stunde der Gefahr nicht zu fliehen. Die Pariser drängten auf den Pont neuf heran. Er beschwor seine Cölestine mit heißen Bitten, die Gefahr zu meiden; kühn aber rief sie aus: „nein, ich bleibe bei Dir,“ und kaum noch hatte sie die Worte vollendet, als neben ihr ein Laut des Schmerzes ertönte. — Eine Kugel hatte Emils Herz durchbohrt, und mit gebrochenen Augen sank er nieder. Cölestine achtete nicht der Umgebung, sie warf sich auf den Geliebten, sie wollte

mit ihrer Verzweiflung sein theures Leben fesseln, aber das Leben war schon entflohen. „Cölestine!“ stammelte der letzte Athemzug; die Kugel hatte zu gut getroffen; da fiel Cölestine ohnmächtig neben dem Geliebten zu Boden.“ —

Die Fürstin schwieg erschöpft, und wischte sich die herabrollende Thräne von der Wange, rings war eine tiefe Stille, ein jeder fühlte den Schmerz der edlen Frau mit, die nach einer langen Pause also wieder begann:

„Trotz des wüthenden Kampfes erregte der Vorfall doch das Aufsehen der Umstehenden, man bemerkte, daß die bewußtlos Hingesunkene ein Weib sei, und ein Offizier nahte sich ihr, ob er nicht die Unglückliche erkenne. Und Himmel! er erkannte sie. Er war ein Freund Emils und hatte die Gräfin schon in mehreren Salons gesehen. Er befahl mehreren seiner Untergebenen, den Gefallenen und die Ohnmächtige nach dem Hotel des Grafen zu tragen. Wer beschreibt hier den Schmerz des unglücklichen Vaters, alle seine Diener hatte er schon ausgesendet, um sein unglückliches Kind zu suchen, denn wohl wußte er, wohl ahnete er, wohin sie geflohen sei, aber so sie wieder zu erblicken, das hatte er nicht geahnt. Mit stummem Schmerz warf er sich über sein Kind, keine Thräne hatte sein Auge, und in einem dumpfen Hinstarren malte sich seine ganze Verzweiflung. Es gelang den Aerzten, Cölestinen wieder ins Leben zu rufen, aber irre blickte sie umher, und als ihr Auge auf den entseelten Geliebten fiel, da sank sie aufs Neue mit einem herzzerschneidenden Schrei bewußtlos nieder. Der Vater ließ die Leiche fortbringen, und einem Jeden war es verboten, des Geliebten auch nur mit einer Silbe zu erwähnen.

Emil wurde in seine Wohnung getragen, und der

unglückliche Vater blieb mit seinem Kinde allein in seinem Schmerz zurück. Lange währte es, ehe es den Aerzten gelang, die Bedauernswürdige wieder ins Leben zu rufen. Endlich aber erwachte sie, ihr Blick fiel von Neuem auf die Stelle, wo Emil entseelt gelegen, und blieb, als sie den Theuren nicht sah, starr geheftet darauf ruhen. Liebevoll nahte sich ihr der Vater, und sprach ihr Trost zu, aber lautlos sah sie ihm ins Angesicht. Er nannte sie sein liebes Kind. Da war es, als stiege eine trübe bange Erinnerung in ihrem Busen auf, sie sah ihn lange forschend an und schüttelte das Haupt, aber keine Antwort entwand sich ihren Lippen.

Der Vater ahnete das Fürchterlichste, und seine Ahnung wurde zur gräßlichsten Gewißheit, als mit einem Male Cölestine in wilder Hast aufsprang, und laut ausrief: „Fort! bereitet das Hochzeitmahl, der Bräutigam wartet!" Sie war wahnsinnig, und die Aerzte schüttelten bedenklich das Haupt.

Dem Vater wollte das Herz brechen, er klagte sich, er klagte Paris, er klagte alle Welt an, aber sich erinnernd, daß er zur Rettung der Tochter jedes Mittel einschlagen müsse, und von den Aerzten belehrt, daß die gänzliche Entfernung von den Gegenständen, die sie in Paris umgaben, vielleicht etwas vortheilhafter wirken könne, reiste er sogleich nach Deutschland, nur von einem treuen Diener begleitet, mit seiner Tochter zurück. Die Besorgung seiner Angelegenheiten trug er einem seiner Freunde auf. Emil war noch nicht zur Erde bestattet, er hätte den Geschiedenen gern noch einmal gesehen, allein die drängende Zeit und der eigene Schmerz trieb ihn fort.

So verließ er denn die Hauptstadt, die er ein halb

Jahr früher mit Entzücken, und nicht ahnend, was er erfahren sollte, betrat; neben ihm saß Cölestine in stillem Wahnsinn hinbrütend, nichts beachtend, was um sie auch vorgehe, und nur selten ein Wort an den Vater richtend. Sie starrte immer auf einen Fleck, und ihre einzigen Worte, die sie vor sich her sagte, waren: „der Bräutigam wartet!"

Sie nahten sich ihren Gütern, der Vater machte sie mit der zartesten Schonung auf alle die hier obwaltenden Verhältnisse aufmerksam, indem er glaubte, die Heimath werde ihren Schmerz und Wahnsinn mildern, allein sie schwieg wie vorher!

Mit welchen Gefühlen betrat der Verwaiste die heimathlichen Hallen wieder, hier blühten ihm in üppiger Fülle zwei reizende Töchter empor, hier hoffte er als ein glücklicher Vater bald einzuziehen, und nun? — Entrissen war ihm die Eine, dem Gatten folgend; und in starrer Vernunftlosigkeit winselte die Andre nach dem todten Bräutigam.

Meine Schwägerin war außer sich, sie hatte die Schwester aufs Innigste geliebt, sie war von dem ganzen Verhältnisse unterrichtet, und hoffte bald in ihr eine glückliche Gattin zu umfangen; kaum hielt sie mein Bruder ab, sogleich zum Vater zu eilen, denn er wußte wohl, daß sie sich bei ihm in ihrem Schmerze aufzehren würde!

Der Winter kam, und immer wilder ward Cölestinens Wahnsinn. Ich war während der ganzen rauhen Tage bei der Unglücklichen, Cölestine erkannte mich nicht mehr, sie ward immer theilnahmsloser; und sorglicher bewachten wir sie von Tag zu Tag. Der Vater theilte mir unter tausend Thränen die ganze Geschichte mit, traurig genug um

dem Rohesten eine Thräne zu entlocken. Denken Sie aber unser Entsetzen, unsern verzweiflungsvollen Schreck, als wir eines Morgens Cölestinens Zimmer leer fanden und sie selbst verschwunden. — Auf dem Tische lag folgender Zettel:

Neu fließet der Bäche beweglicher Lauf,
Sie schließen die Pforten der Ruhe mir auf;
Neu kränzet die Blume den grasigen Rhein,
Der Bräutigam wartet; ins Brautbett hinein!

Bewußtlos stürzte der Graf zu Boden, und ich taumelte in einen Sessel zurück. Was war aus Cölestinen geworden? das war die fürchterliche Frage, an die zu denken ich kaum Muth hatte. Ich ermannte mich jedoch, riß an der Klingelschnur, ließ den Ohnmächtigen in sein Schlafgemach bringen und sandte Boten nach allen Richtungen aus, ob sie nicht eine Spur entdecken könnten von der Verlorenen. Der Hausarzt hatte den Grafen ins Leben gerufen, allein der lange Schmerz und die heftige Erschütterung vom heutigen Morgen hatte ihm ein hitziges Fieber zugezogen. Mein Bruder konnte seine Gemahlin nun nicht mehr halten, sie wollte den Vater sehen, und seit zwei Monden sitzt sie jetzt mit der edelsten Aufopferung einer edlen Tochter an dem Krankenbette des Vaters, dem seine starke Natur und die große Kunst seiner Aerzte allein die Krisis überstehen half.

Die Ausgesandten kamen von allen Seiten zurück, allein keiner hatte Nachricht von der Verlorenen. Dem Vater brachten wir von der Tochter keine Kunde, denn er faßte sie nicht, und durch eine Täuschung ihm einige Augenblicke des Himmels zu geben, das wagten wir nicht, denn was konnte das Ende davon sein?

Der Vater ist jetzt außer Gefahr, die Schwägerin bewacht ihn mit zarter Sorge; von Cölestinen spricht er nie. Mich holte der Bruder, da seiner Gemahlin Schmerz zu groß war, um ihm zu folgen, allein hierher, und im bewegten Treiben der Badewelt hoffe ich, daß sich das Schreckliche der Bilder etwas verwischen soll."

Die Fürstin schwieg, unverkennbar war ihr Kampf mit dem tiefsten Schmerze, dem sie keine Gewalt gestatten wollte; wir Andern schwiegen lange, und eine peinliche Pause, die keiner zu unterbrechen wagte, trat ein, weil den Gegenstand selbst zu berühren ein jeder zu viel Zartgefühl hatte, und auch ein fremdartiger Stoff die Fürstin hätte beleidigen müssen.

Da schwieg in dem Nebensaale die Musik, und der Fürst trat ein. Die Fürstin zwang sich heiterer zu scheinen, und des Fürsten Arm ergreifend, eilte sie mit ihm zur Tafel, wohin jetzt die Trompete rief.

Die Tafel war beendet, das Gewitter hatte sich verzogen, und der Mond blickte schon wieder freundlich aus dem zerrissenen Gewölk hervor, ich entfloh dem Getümmel und eilte hinaus in die Balsam athmende Natur; ich fand auf einem kleinen Hügel, gegenüber dem Badehause, eine Bank, und ließ mich zum Nachdenken dort nieder. Das Badehaus mit seinen erleuchteten Fenstern blickte wie ein Zauber durch die Stille, die feurige Polonaise, welche von dem Orchester herabschmetterte, lud aufs Neue zum Tanze ein.

In tiefer Ruhe aber lag die Seite zu meiner Rechten. Die hohen Felsen mit ihren riesigen Tannen schauten ernst majestätisch hernieder, erhaben über dem bunten Wechsel, der die Sterblichen umhertreibt. Der Mond

stand hinter den hohen Bäumen und ihre langen Schatten umtanzten die Blumenbeete wie kleine Gnomen, und immer, wenn die Luft stärker zu wehen begann, flohen die Gebilde auseinander. Ich dachte über die Erzählung der Fürstin nach, ich bewunderte die Frau, die sich überwinden konnte, ihren Schmerz so tropfenweise wieder einzusaugen; da kam es mir plötzlich vor, als schimmerte etwas weißes hoch oben im Mondenstrahl auf dem höchsten Gipfelfelsen, und als rühre Jemand die Harfe in einigen wilden Accorden. Ich sprang auf, vor Schrecken rief ich laut, als mich Jemand am Arm faßte. — Ich wandte mich um, und Graf X., der Fürstin Vetter, stand neben mir.

„Ei, lieber Baron, hatte ich Sie doch nicht so schreckhaft geglaubt, Sie waren in tiefen Gedanken oder hat die Geisterstunde auch über Sie eine so mächtige Gewalt?“

„Das nicht, Graf,“ erwiederte ich hastig, „aber um des Himmels willen, sehen Sie dort hin, dort, wo das weiße Gewand schimmert, dort auf des Felsens Spitze!“

Er sah, nahm seine Lorgnette zu Hülfe, und rief lachend aus: „Wahrlich, Baron, meinem Auge zeigt sich kein Geist.“ Ich sah selbst noch einmal hinauf, aber die Gestalt war verschwunden, und die Harfenaccorde ertönten nicht mehr.

„Wunderbar,“ sprach ich mit gedehnter Stimme, „wunderbar, ich saß hier in tiefen Gedanken; die Erzählung der Fürstin hatte mich eigen berührt; da schien es mir, als erhebe sich dort oben eine weiße Gestalt und rühre in wilden Accorden eine Harfe; daher mein Schreck, als Sie sich nahten.“

„Sind Sie auch schon angesteckt von einer lebhaften

Phantasie?" lächelte der Graf, „hüten Sie sich, es geht die Sage, daß die Nymphe unsers Brunnens sich während der Saison oft zeigt, und sich unter den Badegästen immer ein Opfer aussucht, welches sie mit den Banden der Liebe umstrickt; schauen Sie nur immer hinauf, sie wird Ihnen sogleich wieder erscheinen." — — Und wirklich erhob sich die weiße Gestalt noch einmal, um jedoch sogleich wieder zu verschwinden.

„Seltsames Blendwerk," rief der Graf aufspringend, „doch nichts, nichts als Augentrug, glauben Sie mir. Gott weiß, was den Felsen dort oben bestrahlt. Aber, bester Baron, es war mein Zweck, Sie aufzusuchen, setzen wir uns auf einen Augenblick nieder. Was sagen Sie zu der Fürstin?"

„Ich habe sie als eine zartfühlende Dame kennen gelernt, und als eine Frau, die mit Geist selbst das unbedeutendste Wort zum geistreichen erhebt."

„Sie haben sie recht beurtheilt, allein ich fühle, ich muß Ihnen etwas nähere Aufklärung über die Begebnisse des heutigen Abends geben."

„Der Fürst ist, wie Sie wissen, mein Cousin, und ich glaube, daß nur Schüchternheit Sie zurückhält, näher über seine Schwester zu urtheilen."

„Mein Herr Graf, wie können Sie nur im Entferntesten glauben —"

„Schweigen Sie, lieber Baron, einem Fremden, wie Ihnen, mußte die Offenheit der Fürstin in seiner Gegenwart und am ersten Tage seiner Bekanntschaft auffallen und ich weiß, daß ich Ihnen, um einem falschen Urtheile über meine Cousine vorzubeugen, durchaus einige nähere Erklärungen schuldig bin, ich muß Ihnen sogar sagen,

daß Caroline selbst mich dazu bestimmt hat, indem sie selbst fürchtet, mißdeutet zu werden."

Ich wollte vielfache Versicherungen anbringen, allein ich fühlte, daß es mir in der Folge hätte auffällig sein müssen, daß die Fürstin in meiner Gegenwart so frei über ihre geheimsten Familienverhältnisse gesprochen und deshalb ließ er mich nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort:

„Caroline glaubt, daß Sie vielleicht die ganze Historie von Cölestinens Liebe und von ihrem Muthe schon in Paris erfahren haben. Die Sache mußte bekannt werden, und man thut, um falschen Ausdeutungen vorzubeugen, alsdann immer am Besten, wenn man die Nahestehenden selbst davon unterrichtet. Im Saale bei der Erzählung waren nur Sie der einzige Fremde, die Andern waren dem Fürsten theils verwandt, theils stehen wir mit seiner Schwester im Bande der engsten Freundschaft. Sie jedoch sind ihr schon stillschweigend als Neffe des Oberforstraths empfohlen, der mit zu den Vertrautesten des Hauses gehört. Des Fürsten Schwester nahm sich daher vor, sobald sie Ihre Ankunft erfuhr, Sie mit den Verhältnissen genauer bekannt zu machen. Mißdeuten Sie demnach das große Vertrauen nicht, und legen es nicht als Leichtsinn von einer Dame aus, die in jeder Handlung so überlegend dasteht; denn so werden Sie sie gewiß bald kennen lernen."

„Ich habe von Cölestinen noch nicht das Geringste vernommen," entgegnete ich, „jedoch ich werde, das versichern Sie der edlen Frau, immer das Vertrauen ehren, welches sie in mich setzte. Ich sehe Ihre ganze Apologie als eine stillschweigende Bitte an, des ganzen unseligen

Verhältnisses nie zu erwähnen und der Wunsch der Fürstin soll mir hier gemessenster Befehl sein."

„Thun Sie es, wie Sie wollen," entgegnete der Graf, „allerdings kann Publicität solcher Verhältnisse, deren Mitwisser nur Sie sein konnten, der fürstlichen Familie auf keine Weise angenehm sein, die Abwesenheit der Fürstin selbst, und die Krankheit ihres Vaters wird von Niemand auf diese Rechnung geschrieben, — doch lassen Sie uns abbrechen. — — Die Fürstin läßt Sie bitten, während Ihres Aufenthalts jeden Abend an dem Cirkel, den sie um sich versammelt, Antheil zu nehmen; ich glaube, Sie werden manchen geistvollen Genuß haben; sie hat die Gewohnheit, eine jede Erzählung mit den geistreichsten Reflexionen zu durchziehen, und wahrlich die Kraft des Reflektirens besitzt sie im hohen Grade. Es geht ihr, wie allen großen Frauen, sie fühlt sich über ihr Geschlecht erhaben, sie übersieht ihre Umgebungen, und will nur belehrend auftreten."

Ich fühlte mich durch das freundliche Entgegenkommen einer so geistreichen Frau geehrt, der Graf sagte mir noch vieles über sie, endlich aber wurde die Nachtluft doch etwas zu kühl, und Arm in Arm gingen wir in den Saal zurück. Der Graf, ein junger Mann, hatte mich durch seine Feinheit, die sein höchst biedres Wesen aber doch nicht verdeckte, ganz gewonnen, und hinlänglich für meine getäuschten Hoffnungen entschädigt, kehrte ich vom Badesalon zurück, wo bald die fröhliche Menge sich zerstreute, und einer tiefen Ruhe Raum gab.

2.

Der Champagner hatte die Köpfe schon alle etwas lebhaft gemacht, Toast folgte dem Toast, nur die Fürstin konnte die Wolke des Trübsinns noch nicht ganz von der Stirn scheuchen. Es war Diner beim Fürsten, und Alles, was ihm vorgestellt war, war gleichsam wie zu einer Nachfeier des Einweihungsfestes dazu geladen. — Mein alter Onkel hatte ebenfalls eine Karte dazu erhalten; und, benachrichtigt durch des Fürsten Güte, daß er mich finden werde, war er trotz seines Unwohlseins dennoch hergeeilt. Es war ein herrlicher süßer Augenblick, als ich dem theuren Manne an den Hals flog, und eine Freudenthräne aus seinem ehrlichen Auge auf mich herabfiel.

„Du bist das leibhaftige Ebenbild Deiner Mutter," sagte er tiefbewegt, und eine tiefe Wehmuth schien sich seiner zu bemeistern bei dem Gedanken an diese seine früh dahingeschiedene Schwester.

Die Wehmuth aber war in dem fröhlichen Leben bei der Tafel schon längst wieder entschwunden und hatte der lautesten Freude Platz gemacht. Scherz und Lachen kreiste mit dem perlenden Weine an der Tafel. Da sah der Graf X. des Fürsten Schwester an und fast lautlachend rief er:

„Wahrlich, Cousine, Sie sind unter uns Fröhlichen so ernst, daß ich vermuthen muß, Ihnen sei wie unserm guten Baron gestern Abend auch ein Gespenst erschienen, das Ihre gute Laune verscheucht hat!"

Die Fürstin warf ihm einen strengen Blick zu, ich aber erröthete hoch, als aller Blicke auf mich zuflogen.

„Ho ho!“ lachte mein Onkel, — „Neffe, ist Dir hier schon ein Gespenst erschienen? Bravo, dergleichen kennt man!“ —

„Ei, Herr Oberforstrath,“ entgegnete der Graf, „zweifeln Sie daran? Ich selbst war zugegen, und unser Baron wird noch lange über die weiße Gestalt nachgesonnen haben.“

Mit fröhlichem Tumulte stürmte nun die ganze Gesellschaft auf mich ein. Ich mußte erzählen, und Alles gratulirte mich mit der heitersten Laune zur Bekanntschaft mit der melancholischen Brunnennixe.

Ein altes Fräulein kramte alle Anekdoten aus, die sie von der Gespenstigen wußte, und mein Onkel versicherte mich mit dem launigsten Gesichte von der Welt, er habe auch einmal ihre Bekanntschaft in seinen jungen Jahren gemacht. Eines Abends sei er im Bade auf- und abgewandelt, und habe bald den Mond, bald die Felsen angeschaut. Da sei plötzlich eine weiße Gestalt vor ihm aufgetaucht und habe mit dem anmuthigsten Gruße ihn gewinkt. Anfangs sei er bestürzt gewesen, bald aber habe sein Naturell gesiegt und er sei ihr gefolgt. Mit jedem Schritte sei sie schöner geworden, da habe er sich nicht mehr gehalten, er sei auf sie schnell zugeeilt und habe sie umarmt.

„Aber mit dem unfreundlichsten Gruße,“ fuhr er fort, „wurde ich abgewiesen. Meine Holde hatte sich in eine Fontaine verwandelt und ich umarmte eine nasse Wassersäule, die mich durch und durch näßte.“

Die ganze Gesellschaft lachte laut auf, aber mein Oheim entgegnete: „Und doch war mir damals die Sache nicht so spaßhaft, denn als ich zu mir kam, stand ich

keine zwei Schritte vom Nixenbrunnen, den erst Se. Durchlaucht haben zumauern lassen!"

„Sehen Sie wohl, theuerster Oberforstrath," sagte das alte Fräulein, „ein Beweis mehr für mich! Sie hatten den Höllengeist zu früh umarmt, wären Sie ihr noch einige Schritte weiter gefolgt, so würden Sie, wie so viele Opfer, in den Brunnen gestürzt und unrettbar verloren gewesen sein."

„Es muß doch seine eigne Bewandniß mit diesem Brunnen haben," begann der Fürst. „Als Kind verbot man mir auf's Strengste, mich ihm zu nahen und als ich später von den wirren Geschichten so Vieles erzählen hörte, ließ ich ihn ganz verdecken, mein Bademeister indeß hat mir heute früh die Nachricht gebracht, er sei von unbekannter Hand wieder eröffnet worden." Der wunderliche Alte bekreuzte sich dabei, als wenn nur die Brunnennixe daran Schuld wäre.

Das alte Fräulein nahm rasch eine Prise und warnte mich mit den ernstesten, gutmüthigsten Worten, ja dem Teufel keinen Raum zu geben. Die ganze Gesellschaft wollte sich eben anschicken über die Leichtgläubige laut zu lachen, als der Fürst, sichtbar bestürzt, mit einer Gabel auf den Tisch klopfend, das Zeichen zur Ruhe gab.

Es war nämlich unterdessen Abend geworden, und der Mond schaute über die Felsen hinweg auf das Dach des Zeltes, unter dem wir speisten. Der Aufforderung des Fürsten gemäß, entstand eine tiefe Stille. Da ertönten laute und wilde Harfenaccorde vom Felsen herunter, der grade hinter der großen Fontaine lag. Wir sahen deutlich eine weiße Figur auf dem Felsen sich bewegen, die bald im Strauchwerk sich zu wiegen, bald auf der

Fontaine, die so ziemlich den Gipfel des Felsens erreichte, zu ruhen schien. Uns überfiel Alle ein geheimes Grauen, und mein Onkel flüsterte mir zu: „Junge, wenn die es auf Dich gemünzt hat, so geh' ihr aus dem Wege."

Ich versprach mein Möglichstes, doch die Harfenaccorde dauerten fort. Entrüstet erhob sich der Fürst. „Ich halte es für meine Pflicht, den Spuk zu untersuchen," rief er aus, und augenblicklich flogen auf seinen Wink mehrere Diener die Anhöhe hinan, wir sahen das gespenstige Wesen daselbst noch eine Weile, plötzlich hörten wir einen durchdringenden Schrei ausstoßen, und die Gestalt verlor sich schnell im Schatten der Tannen; statt ihrer erschienen zwei von den Abgesendeten, und gingen ihr rasch nach.

Wir verloren uns indessen in Vermuthungen über das Wesen der Erscheinung; das alte Fräulein und mein Oheim behaupteten unaufhörlich, es müsse die Brunnennixe sein, und da wir nicht eher die Tafel verlassen wollten bis die Zurückkehrenden uns irgend eine Nachricht bringen würden, so fingen die meisten der Gegenwärtigen an, über die Geistererscheinungen ein weitläuftigeres Gespräch anzuknüpfen.

„Ich glaube," begann die Fürstin, „an eine Verbindung zwischen der Körperwelt und der Geisterwelt durchaus, ja wir sind sogar durch den Verein von Leib und Seele auf die Wirklichkeit und Möglichkeit einer solchen Verbindung recht eigentlich hingewiesen. — Und haben wir denn nicht ferner die unleugbarsten Beispiele, daß sich die Geisterwelt dem Menschen so wunderlich offenbart hat, daß wir nicht mehr zweifeln können. Nichtsdestoweniger aber kann ich mich nicht zu dem Glauben hinneigen, daß Geister uns sichtbar erscheinen, oder daß Gnomen,

Nixen oder wie dergleichen Wesen mehr heißen mögen, unsere Umgebungen bevölkern. — Wenn die Gestalt dort oben keine Täuschung ist, und dazu haben wir wohl Alle unsere Sinne zu sehr in der Gewalt, so ist es sicher eine Wahnsinnige, deren man sich sobald als möglich bemächtigen muß. — Eben so wenig," fuhr sie fort, „glaube ich aber auch an dergleichen Verbindungen zwischen Geister= und Menschenwelt, wie die neuere Zeit sie den Magnetisirten gewöhnlich zuschreibt. Wir Alle streben nach Aufklärung, warum wollen wir denn mit Gewalt in diesem einen Punkte um hundert Jahre zurück?"

„Liebe Cousine," entgegnete der Graf, „ich würde hierin gerade keinen Rückschritt sehen, was kann vortheilhafter auf die Aufklärung wirken, als gerade die Ermittelung der Verbindung zwischen Menschen= und Geisterwelt?"

„Sie haben Recht, Eugen," entgegnete die Fürstin Schwester, „wenn man eine wirkliche Ermittelung dadurch gewönne, allein worauf gehen denn alle diese Offenbarungen hin? — Nicht was für den Menschen ein geistiges oder moralisches Interesse haben kann, wird ermittelt, es ist allein ein Schwärmen in Seligkeitsgefühlen, welche von den Somnambulen genossen werden, und die zu nichts dienen, als einen klaren Geist mit Träumereien zu erfüllen und ihn von jeder Realität abzulenken. Oder worin sich die neuere psychische Medizin so sehr gefällt, man läßt der Somnambulen die größten Qualen leiden, und von ihnen gefoltert, stößt er nun die Namen der Geister aus, welche ihn umgeben, und welche ähnlich denen sein sollen, wie man sie in den alttestamentlichen Schriften findet. Was muß hiervon nun die Wirkung

sein? — Die aufgeklärtesten Mediziner, ein Justinus Kerner und Andere, entblöden sich nicht, dergleichen Historien, noch recht eingehüllt in mystische Floskeln, dem Publikum zu übergeben. Finden Sie hierin nun einen Fort- oder Rückschritt? — Nun treten pietistische Kanzelredner auf, ergreifen diese Gelegenheit, und stellen es als ein Zeichen eines besonderen göttlichen Zornes auf. — Sucht man denn nicht also gerade das Volk, welches sich seinen Funken Licht oft mühsamer als Prometheus erringt, immer mehr zur Finsterniß zurückzutreiben, und ihm ein neues Phantom zu setzen, um wo möglich Licht und Aufklärung zu hemmen? — Die Seherin von Prevost und Andere sind Verrückte, aber diejenigen sind entweder Narren oder Schelme, welche lange Bücher drucken lassen, um dem Volke zu beweisen, von welchen Geistern jene eigentlich besessen sind. Dadurch entsteht um uns eine heillose Finsterniß, aus der zuletzt Ermattung und Trägheit geboren werden muß."

„Nun, so wäre ich doch gespannt," entgegnete das alte Fräulein, „worin Ew. Durchlaucht die Verbindung mit der Geisterwelt setzen, ich könnte doch namhafte Exempel anführen, daß wirklich eine Somnambule mehr sieht, als die Erde!"

„Wenn Sie, meine Beste," antwortete die Fürstin, „eine solche Verbindung annehmen, so suchen Sie dieselbe in den Momenten höchster Erhebung. Die Geisterwelt wirkt mächtig auf uns, wenn wir uns zum Beispiel in Gefahren plötzlich zu einem hohen Enthusiasmus gekräftigt fühlen, wenn wir dann nur das höchste Symbol des Erreichbaren im Auge, die Welt um uns vergessen, und gleichsam emporgetragen werden wie zu einer andern Welt

voll höherer, reinerer Kraft. Oder überhaupt, wo wir es mehr mit den Ahnungen eines Gefühls, das uns nicht zum Bewußtsein kommen kann, zu schaffen haben, da können wir sicher annehmen, wir stehen, das heißt wir fühlen uns der Geisterwelt näher; denn nahe sind wir ihr immer, nur ist unser Herz nicht immer gleich empfänglich für sie, und es bedarf in der That aufgeregterer Momente, um sie zu erkennen."

So wurde nun fortgesprochen, als endlich auch der letzte Bote wiedergekehrt war und ausgesagt hatte, daß auch nirgend eine Spur von der Erscheinung aufzufinden sei. — Der Fürst hob die Tafel sichtbar verstimmt auf, und Alles entfernte sich, Jeder mit seinen Gedanken. Mein Onkel führte das alte Fräulein, ich bemerkte, wie sie mehrere Male auf den Brunnen deuteten, und dabei wohl von mir sprachen.

3.

Die Badegäste waren indessen von allen Seiten hergeströmt; der überaus schöne Sommer hatte sie zu ganzen Familien in die Bäder gelockt. Feste wechselten mit Festen und in dem bunten Treiben schien die Brunnennixe bald vergessen zu sein, obwohl man sich mehr als jemals damit herumtrug, daß sie sich zeige und daß schon viele sie gesehen hätten. Der Fürst hatte, im Falle, daß sie wieder erschiene, die gemessensten Befehle ertheilt, und so kam sie bald aus Aller Gedanken. In der fürstlichen Familie selbst schien es trüber, die Fürstin Schwester machte noch immer die Wirthin, allein eine Nachricht, welche sie durch einen

Courier von ihrer Schwägerin erhalten, schien sie trostloser gestimmt zu haben, und nur mit Mühe konnte sie den innern Kummer verbergen. Es schien mir, als bereite man sich auf Scenen vor, welche nicht zu den erfreulichsten gehörten. — Ich hatte früher beschlossen, das Bad sogleich wieder zu verlassen, allein die freundlichen Umgebungen und das Zusammentreffen mit so manchem Freunde hielten mich, zumal mein Urlaub verlängert war, auch länger fest.

Der Juni hatte sein Ende bald erreicht, und es war wieder einer von den schönen Sommerabenden, die am reizendsten in einem paradiesischen Badeorte genossen werden. Um mich her athmete Ueppigkeit und Wohlgeruch, die Rosen standen in ihrer schönsten Blüthe, und auf dem würzigen Düftemeer wiegten sich im Mondenstrahle die Nachtkäfer mit träumerischem Summen. Ich hatte einen Ausflug in der schönen Natur gemacht, war von Fels zu Fels gestiegen und stand nun auf dem höchsten unter den schattigen Tannen und schaute hinab auf die reizende Mondlandschaft, uneingedenk des schwierigen Hinabsteigens. Da raschelte es dicht neben mir, ich schrack zusammen und lauschte. Alles blieb ruhig. Es konnte wohl ein Vogel gewesen sein, der neben mir aufschlug. Ich wartete eine Zeit lang, plötzlich summen leise Accorde vor meinen Ohren und eine leise Stimme spricht in die Accorde hinein. Ich erbebte unwillkührlich. Ich glaubte nie an Gnomen und Nixen, indessen fielen mir doch in dieser von allen Menschen so abgeschiedenen Oede alle Erzählungen des Oheims und des Fräuleins von der Nixe ein und dazu kam der Glaube, sie stelle mir nach. Die Accorde tönten noch immer fort, ich konnte aber die Worte nicht verstehen.

Da wandte ich mich um und erblickte dicht neben mir eine weiße Gestalt mit einer Harfe. Der Mond fiel in mein Gesicht; wie electrisirt von meinem Anblick wirft sie die Harfe weg und mit dem Ausruf: „So hab' ich Deinen Geist gefunden!" fliegt sie mir um den Hals. Es wurde mir anfangs ziemlich wundersam zu Muthe, allein ich fühlte bald, daß mich keine Fontaine, wie meinem Onkel, umhalsete, sondern daß ein wirkliches Wesen an meinem Herzen hing. Ich ließ es in dieser Stellung, um es näher betrachten zu können. Es war eine hohe, schlanke Figur, die den Adel einer ungemeinen Würde hatte; das schöne Haar hing verwirrt um den Kopf, und die regelmäßigen, selbst im Schmerze noch schönen Züge trugen einen starren, fast leblosen Ausdruck, das Auge war halb gebrochen und ruhte fest auf mir.

Sie hatte bis dahin geschwiegen, da brach ich die Stille. „Unglückliche," sagte ich, „Du bedarfst der Hülfe, laß uns herabsteigen, wo Menschen sind." Sie schrack bei dem Ton meiner Stimme heftig zusammen und wollte sich mit einem Schmerzensschrei losreißen. Allein ich hielt sie fest, damit sie mir nicht entrinnen konnte. Ich mußte eine große Aehnlichkeit mit einer ihr nahe stehenden Person haben, denn sobald sie mir wieder ins Gesicht schaute, ward sie ruhiger. Sanft geleitete ich sie zu einer Rasenbank, wo sie eine kurze Zeit ruhte. Ich hatte indeß die Harfe ergriffen und präludirte einige sanfte Accorde, sie schien von mehr Theilnahme belebt. Ich begann recitando dabei ein Gespräch mit ihr, weil ich wirklich die Macht sanfterer Töne bemerkte, um etwas von ihr zu erforschen, das mich auf irgend eine Spur leiten könnte.

Allein sie schaute mir nur immer unverwandt ins

Auge, und endlich sagte sie: „Bräutigam hat lange gewartet, das Brautbett war kalt, und weil ich selbst hineingesprungen, bin ich zur Nixe geworden, bis Du mir folgst." Da kam Licht in meine Seele, hier waltete ein Zusammenhang ob mit der Erzählung der Fürstin und meiner Unglücklichen. — Himmel, wäre es wohl gar Cölestine! „Der Bräutigam wartet!" das waren ja ihre Worte, die sie immer gesprochen hatte. Ich weiß nicht, was diesen Gedanken in mir anregte, allein er machte mich um so unglücklicher, da ich ganz außer Stande war, die Arme, ohne daß ein schreckliches Unglück geschehen wäre, hinab zu bewegen. Ich spielte, sie horchte, aber immer dachte ich auf Mittel, ihrer mich zu bemächtigen. Wie leicht konnte sie morgen schon verschwunden sein. Ich sagte ihr, ich würde sie nun alle Abende hier sehen, sie solle nur jedesmal hier warten.

„Komm aber allein," sagte sie, „denn wenn sie mich fangen wollen, so spring ich in den Quell." Sie zeigte dabei die himmelhohe Felswand hinab, in die Fontaine. Ich schauderte; der Plan war umsonst, von hier hinab bekam man sie nicht lebend. Da fiel mir plötzlich der Gedanke ein, laß die Harfe hinabfallen; denn ich wußte, daß Wahnsinnige sich gern an dergleichen Dinge hängen, und dadurch, daß man sie ihnen entreißt, am ersten dahin gehen, wo sie dieselben wiederzufinden hoffen. Und als ich mich so in die Tiefe bog, ließ ich die Harfe plötzlich entgleiten, daß sie unten krachend an dem Felsen zerschellte. Die Wahnsinnige kreischte laut auf, und hätte ich nicht meinen Arm fest um eine Tanne geschlungen, so hätte sie mich den Felsabhang hinabgestürzt, mit solcher Heftigkeit umschlang sie mich. Es entspann sich ein Kampf, der fürch-

terlich war. Die Wahnsinnige schien die Gefahr, in der wir schwebten, nicht achten zu wollen, sondern wollte mich nur von der Tanne losreißen, um mich der Harfe nachzustürzen. Mich loszureißen und zu entfliehen, wäre mir leicht gewesen, allein mußte ich nicht befürchten, sie werde sich selbst nachstürzen. — Endlich gelang es mir, durch einen kräftigen Stoß sie zurückzuschleudern, sie stolperte über eine Baumwurzel und fiel. Ich benutzte rasch diesen Augenblick, ließ die Tanne los und stürzte über sie her, sie am Boden festhaltend. Mit den süßesten Schmeicheltönen sprach ich nun zu ihr. „O Geliebte, morgen bringe ich Dir die Harfe wieder, bin ich doch Dein Geliebter, warum willst Du mich Dir und Dich mir entreißen?"

Das wirkte, sie wurde weicher, und versprach, mich morgen zu erwarten; ich ließ sie frei, sie schaute mir noch einmal ins Gesicht, und plötzlich mir einen leidenschaftlichen Kuß auf die Lippen drückend, verschwand sie mit dem Ausrufe: „Morgen!" im Gebüsche.

Ich eilte so rasch ich konnte in das Bad hinunter. Hier aber lag schon Alles in tiefer Ruhe, und so ging ich denn auch auf mein Zimmer. Allein der Schlaf floh mich. Ich quälte mich mit dem Gedanken eines Zusammenhanges mit Cölestine und meiner Unglücklichen, obschon mich ihre Idee, daß sie die Brunnennixe sei, an der Identität wieder zweifeln ließ.

Am andern Morgen ging ich unverzüglich zum Fürsten, der aufs Höchste von meiner Mittheilung überrascht war. Wir beschlossen aufs Geheimste zu Werke zu gehen, und faßten unsern Plan. Ich sollte am ersten Abend mich nicht zeigen, damit sie weiter herabgelockt werde, und nicht ein Unglück bei ihrem Fange zu fürchten sei, denn daß

wir ihrer habhaft werden mußten, war uns klar. Der Abend kam, allein ich blieb meinem Versprechen an die Wahnsinnige nicht treu, sondern unten im Thale erspähten wir sie genau, und beobachteten jede Bewegung. Mit dem Glockenschlag Zehn war sie erschienen, und schien sehnsüchtig hinabzublicken nach mir und der theuren Harfe. Auch Cölestine war Meisterin auf der Harfe gewesen, und das bestärkte mich noch mehr in dem Glauben, es könne Cölestine sein. Endlich, als sie lange gewartet, schien sie traurig in das Gebüsch hineinzugehen. Es war mir schmerzlich, sie getäuscht zu haben, allein da wir uns nur von diesem Mittel etwas versprachen, so beruhigte ich mich. Etwas Näheres konnten die Fürstin und der Fürst indessen nicht erkennen, und mit bangen Zweifeln wurde der zweite Abend erwartet.

Die Nachricht hatte sich unterdeß mehr verbreitet, allein, da der Fürst seinen Wunsch laut werden ließ, so hatte um 10 Uhr jeder das Bad verlassen, und der Fürst, seine Schwester, der Graf und ich waren heute auch wieder die einzigen, welche im Bade waren. — Unsere Erscheinung ließ nicht auf sich harren. Sie trat aus dem Dickicht hervor, wartete eine halbe Stunde, und verschwand plötzlich. Wir sahen sie lange nicht, schon wurden wir verlegen, als plötzlich die Fürstin auf einen nahen gefahrlosen Punkt hindeutete, wo die Arme stand. Die Sehnsucht nach mir und ihrer geliebten Harfe hatte sie doch hinabgetrieben.

Nun gab mir der Fürst einen Wink, und ich mußte aus meinem Verstecke hervortreten. Der Mond schien auf mich, und die Wahnsinnige erblickte mich bald, sie jauchzte auf und winkte mir lebhaft zu, ich nahte ihr

zögernd, und nöthigte sie dadurch, sich mir noch einige Schritte zu nähern.

Sie fiel mir um den Hals, sah mir wieder lange ins Gesicht, und seufzte: „Bräutigam hat mich gestern lange warten lassen, wir müssen bald zur Ruhe gehen, gieb die Harfe." Ich sagte ihr, sie müsse verschwunden sein, ich habe sie nicht auffinden können, allein am andern Abend wolle ich ihr eine andere Harfe bringen.

„Ich habe mich nach Dir und ihr gesehnt," entgegnete sie, „wir müssen bald ins Brautbett! — Wenn Du die Harfe bringst, wollen wir hinabsteigen, dort unten!" — sie deutete hierbei auf den Nixenbrunnen. — „Morgen also!" — Und wie eine Gemse war sie die Felsen hinauf. Ich stieg hinab und benachrichtigte die Wartenden von der Unterredung mit ihr.

„So ist sie morgen hoffentlich unser," erwiederte der Fürst, „wer es sei, haben wir auch heute nicht erkannt. Vor allen indessen muß morgen der Brunnen fest vernagelt werden, die andern Pläne werde ich Ihnen mittheilen."

Die Unglückliche erschien noch einmal auf dem Felsengipfel, winkte herab, und beruhigter, obwohl immer noch in der höchsten Spannung verließen wir das Bad.

Am andern Morgen wurden die eifrigsten Anstalten, welche uns nur zu unserm Zwecke führen konnten, gemacht. Vor allem wurden die etwas losen Bretter auf dem Nixenbrunnen festgenagelt; denn obwohl dies schon einmal früher auf Befehl des Fürsten geschehen war, so schien es doch, als ob sie absichtlich losgerissen seien, um sie bei Gelegenheit einmal recht bequem zurückschieben zu können. Darauf beorderte der Fürst eine Anzahl Leute, welche mit

Vorsicht den Ort umzingeln sollten, wohin die Wahnsinnige sich nahen würde. So nahte der Abend, und die Leute waren alle in den Gebüschen versteckt, so daß sie von der Unglücklichen nicht bemerkt werden konnten, aber sie waren auch wiederum so eng aneinander gestellt, daß sie, sobald die Arme an ihnen vorüber ging, sogleich einen Kreis schließen konnten, der undurchdringlich genug und von allen Seiten so zugeschlossen war, daß Niemand ohne Waffen leicht daraus entschlüpfen konnte.

Es war ein sehr angenehmer Abend, der Mond war voll geworden, und schien selbst über die Nachtlandschaft eine angenehme laue Luft zu verbreiten. Wir waren alle an unserm Posten. Die hohe Felswand, auf der die Unglückliche sich bis jetzt hatte sehen lassen, begränzte das Bad, und links von ihr ab zog sich ein kleinerer Felsen, auf welchem sie gestern gestanden. Beide Anhöhen waren gleichsam in einen Busen zusammengefügt, und eine Fontaine, rings von Rosenlauben umkränzt, schuf diesen Ort zu einem angenehmen Versteck um. Unten an der Felswand war dichtes Gebüsch, damit nicht die starren Felsen das Auge unangenehm sogleich von Fuß auf berührten. In diesem Winkel nahe bei der Fontaine lag auch der Nixenbrunnen, und hierher wollten wir die Wahnsinnige locken, sie um so sicherer zu fangen. An den beiden Felsenwänden, ihr durch das Gebüsch verborgen, stand ein Cordon von Wächtern, der sie hinderte, die Felsen emporzuklimmen, und sobald sie in den Einbug hinein war, wurde er auf gleiche Weise verschlossen. Der Mond fiel mit hellem Lichte auf die plätschernde Fontaine, und ich hatte mich auf einem Sessel auf einem freien Platz daneben gesetzt, so daß sie mich von oben herab wohl erkennen

konnte. — Um die gewohnte Stunde erschien sie, sie neigte sich herunter. Ich hatte die Harfe der Fürstin bei mir, und nach kurzem Präludiren sang ich ein Lied, welches ehemals Cölestinens Lieblingslied war. Sie schien überrascht, und winkte mir mit Ungestüm. Ich nahm einen weißen Schleier, winkte wieder, deutete auf die Fontaine und sang dann fort. Sie verschwand, allein bald erschien sie, wie gestern, unmittelbar über mir auf der kleinern Felswand, sie lehnte sich an einen Baum, winkte wieder und lauschte dann meinen Tönen. Sie war nun so geringe von mir entfernt, daß sie jedes meiner Worte verstehen mußte. Ich verließ die Melodie und sang recitando zu ihr, sie möge hinabsteigen, Alles läge im Schlummer, und wir könnten dreist hier kosen.

Mißtrauisch blickte sie um sich, aber nichts, als der Wind in den Blätterkronen regte sich, sie breitete die Arme aus, ihr Gewand flatterte in der Nachtluft, und ich zitterte schon, sie würde sich zu mir hinabstürzen. „Bleibe," sang ich fort, „Geliebte, der Mondstrahl trägt Dich nicht hinab, vor der Zeit würdest Du Dich vernichten, wenn Du so zu mir hinabeilest." — Sie lauschte aufmerksam — „wähle lieber den ebenen Pfad, er führt Dich sichrer und unversehrt in meine Arme." Sie verstand mich, denn behutsam um sich blickend, kam sie langsam die Stiege herab, und in wenigen Minuten saß sie mir zur Seite.

„Das Lied noch einmal," flehte sie, indem sie mir wieder in's Gesicht schaute, um zu prüfen, ob ich auch noch derselbe sei. Ich sang, sie lauschte. Unterdessen hatte sich der Kreis hinter uns leise zugezogen, und enger sich zusammendrängend, nahten die Wächter sich uns. Ein Geräusch machte es bemerkbar. Die Wahnsinnige schreckte

zusammen, und blieb wie vom Donner gerührt stehen, als sie sich umzingelt sah. — „Treuloser Verräther,“ rief sie mit unaussprechlicher Wuth aus, „jetzt stirbst Du wenigstens mit mir.“ Ich legte schnell die Harfe weg, und suchte sie zu halten, aber sie umklammerte mich, und versuchte mich zur Fontaine zu reißen. Ich blieb fest stehen, da ließ sie mich mit einem entsetzlichen Geschrei los, und eilte dem Nixenbrunnen zu; sie fand ihn vernagelt, allein mit der übernatürlichen Kraft des Wahnsinns riß sie das Brett los und stürzte hinein. Alles war das Werk eines Moments, ein Schrei des Entsetzens ertönte rings umher, die Wächter waren nahe bei, aber doch nicht schnell genug, um den gräßlichen Sturz hindern zu können, der Brunnen war unergründlich tief und voll von Stickluft. Aber, o Wunder! die Unglückliche war mit dem Kleide an einem der eisernen Stäbe, die den Brunnen umzingeln, hängen geblieben, und schwebte so in der fürchterlichsten Lage über der bodenlosen Tiefe. Die Wächter ergriffen sie sogleich, zogen sie hinauf, aber theils der Sturz, sie war mit dem Kopfe gegen die Mauer geflogen, theils die Stickluft des Brunnens hatten ihr das Bewußtsein geraubt. — Ein Triumphgeschrei der Rettenden machte der allgemeinen Bestürzung Platz. Die Menge drängte sich hinzu. Ein Landpfarrer, der das Bad besuchte, sah sie näher, und rief: „Himmel, unsre Wahnsinnige.“ — „Cölestine!“ schrie die Fürstin Schwester zugleich mit ihm, und sank ihrem Bruder in den Arm.

4.

Das Schloß des Grafen B. war unterdessen ein Wohnsitz der Trauer gewesen; der unglückselige Greis, denn dazu hatte ihn der Kummer gemacht, saß Tage lang am Fenster und sah in den blauen Himmel mit seiner stummen Sehnsucht hinein; Adelaide, seine Tochter, ihm gegenüber sitzend, studirte die Züge des theuren Vaters mit kindlicher Sorgsamkeit, aber die Falten wollten sich nicht glätten, und die Wolken sich nicht von der hohen majestätischen Stirn verziehen. Das Gespräch war einsilbig genug. Oft forderte der Graf die Fürstin auf, zu ihrem Gemahl zurückzukehren, und in den Vergnügungen des Bades sich Zerstreuung zu suchen, allein wie hätte das die edle Tochter vermocht. — Der Schmerz um die Schwester hatte sich ja noch nicht in der edlen Seele verblutet, und die rauschende Freude würde ihr den Stachel nur tiefer eingedrückt haben in das blutende Herz. So schwand Woche auf Woche.

Da brachte plötzlich die Brieftasche von der Post einen Brief, er war von Paris aus an Cölestine adressirt. Die Fürstin zitterte vor Schreck und Erwartung. Das Siegel aufreißen, laut weinen, zum Vater eilen und mit tiefem Schmerze die Worte stammeln: „Emil lebt!" war das Werk eines Augenblicks.

Der Greis saß wie leblos da und starrte die Tochter an, unbewußt, ob er wache oder träume. Bald wurde es jährig, daß Emil gestorben war, und doch sollte er leben. Er nahm den Brief aus den Händen der Tochter. Es waren Emils Schriftzüge, er schrieb Folgendes:

„Meine innigstgeliebte Cölestine!

Eine trübe Nacht hatte mich umfangen, aber dem Tode entronnen, athmete ich zum Leben auf, und jeder Puls in mir schlägt freudig Dir entgegen. Nach der unseligen Katastrophe am Pont neuf, wo eine Kugel mich fast tödtlich traf, erzählte mir mein Arzt, wurde ich in meine Wohnung gebracht; sorgfältig untersuchte der geschickte Chirurg die Wunde; die Kugel war dicht am Herzen vorübergestreift; hatte mich aber nur lebensgefährlich verletzt. Sie wurde glücklich gefunden, und in dem Zustande starrer Bewußtlosigkeit fühlte ich nicht die wichtigen Operationen, welche man mit mir vornahm. Endlich gelang es, mich ins Leben zu rufen, allein mein Geist war im Fieberwahnsinn befangen. Paris war indessen umgestaltet worden, und Niemand dachte daran, Dir eine Nachricht zu geben; ich hörte später von meinem Bedienten, Dein Vater sei sogleich mit Dir abgereist; wahrscheinlich fürchtete er neue blutigere Unruhen, und hielt mich für todt. Lange lag ich bewußtlos und als ich endlich mich wieder erkannte, war mein erster Gedanke an Dich. Der Arzt verbot mir zu sprechen und versprach mir, Erkundigungen einzuziehen, aber er theilte mir nichts mit. Endlich bin ich zum kräftigen Leben so weit erwacht, daß es mir erlaubt ist, mein Zimmer zu verlassen. Meinen Dienst habe ich aufgegeben, und bin nun im Begriff zu Dir zu eilen, sobald Du mir Nachricht giebst, wo Du bist. — —"

Weiter konnte der Greis nicht lesen. Er machte sich bittre Vorwürfe, daß er Paris so eilig verlassen, und so selbst der Tochter Glück vernichtet habe. Mit Mühe tröstete ihn die Fürstin. Mit Schonung ließ man Emil durch

seinen Arzt Cölestinens Leidensgeschichte mittheilen. Er war außer sich, aber er mußte sich fassen. Endlich schrieb der Graf ihm eine herzliche Einladung. Er wollte ihm wenigstens Sohnesrechte einräumen, und Emil sollte bei ihm leben.

Am Hofe des Fürsten verursachten diese Nachrichten eben jene trübere Stimmung, denn das Verschwundensein Cölestinens machte jetzt eine jede Hoffnung, daß die Arme noch glücklich werden könnte, zur Unmöglichkeit. Emil kam bei dem Grafen an. Es war ein trüber Empfang. Der Graf zeigte gleichsam auf den Sarg seiner Tochter hin und Emils Schmerz, durch Alles wieder neu geweckt, konnte kaum eine Gränze finden.

Doch aber war in den trüben Kreis mehr Leben gekommen, und sichtbar milderte sich des Grafen Kummer. Emil gewöhnte sich bald dorthin, und stand dem Grafen in Allem so kräftig zur Seite, daß der alte Mann wieder an Thätigkeit gefesselt wurde, was seinem Schmerze ein lindernder Balsam war.

Da kam eines Abends ein Courier aus dem Bade an. Er brachte die Nachricht von Cölestinens Wiederfinden. — Der Graf fiel auf die Knie und weinte die ersten Thränen; der Eispanzer war von seiner Brust geschmolzen; die Fürstin verkündete es Emil mit Jubeltönen, und Emil wußte sich am wenigsten zu fassen. Alle wollten augenblicklich hineilen, allein die Fürstin gab vorsichtig zuerst den Rath, man müsse durchaus behutsam zu Werke gehen, weil Cölestine erst völlig zum Bewußtsein gelangen müsse.

Eine lange Depesche, noch während jener Nacht geschrieben, schilderte die ganze Geschichte. „Meine Schwester,“ schloß der Fürst, „war mir mit dem Ausrufe: „Cö-

lestine!" in den Arm gesunken, und wirklich, die bewußtlos vor uns Liegende war die schmerzlich Vermißte. Ich legte meine Schwester sanft in den Sessel nieder, und befahl Cölestinen in den Badesalon zu tragen. Die Contusion am Kopfe war nur gering, und da sofort die stärksten Mittel angewendet wurden, so erholte sie sich bald zum Leben. Ich hatte unterdessen den Landprediger, der ausgerufen hatte: „Himmel, unsre Wahnsinnige!" in mein Kabinet genommen, und er erzählte mir Folgendes:

Es mögen wohl drei Monate verstrichen sein, als ich eines Tages an dem Ufer des Flusses ging, der mein Pfarrdorf bespühlt. Schon aus der Ferne hatte ein sonderbares Wesen meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Auf einem Felsstücke, welches über dem Flusse hing, saß eine Figur, die ich bald als ein weibliches Wesen erkannte, und bog sich unaufhörlich hinab, gleich als ob sie sich in einem Spiegel schaute. Der Felsen ist etwas mit Gras bewachsen, und ich sah, wie sie die Halme ausriß und ins Wasser warf. Es war mir dies zu auffallend, als daß ich mich nicht hätte nähern sollen. Sie bemerkte mich nicht. Ich winkte mehrere Ackersleute, welche in der Nähe das Feld bestellten, zur etwaigen Hülfeleistung herbei und stieg sodann auf den Felsen hinauf. Das Mädchen hörte mich kommen, sprang erschreckt auf und befahl mir mit gellender Stimme, mich zu entfernen. Ihre Züge, ihre Stimme und ihr ganzes Betragen kündigten sie mir genugsam als Geisteskranke an, und ich ging ihr näher. Sie entwich bis zur äußersten Spitze des Felsens und schrie: „Zurück, Du bist nicht mein Bräutigam; er wartet auf mich, ich muß ins Brautbett hinein!" — Und mit einem entsetzlichen Sprunge stürzte sie sich, als ich es dennoch

wagte, mich ihr zu nähern, in die Fluth hinab. Mehrere Arbeiter sprangen ihr sogleich nach und ohne sonderliche Mühe ward sie aus dem Wasser gerettet. Sie war besinnungslos und ich gab den Befehl, sie sofort in mein Haus zu tragen. Ich habe früher in der Art sehr glückliche Kuren gemacht und erst vor Kurzem eine geheilte Wahnsinnige entlassen. Sie war zu sich gekommen, allein es schien eine neue fixe Idee in ihr aufgetaucht zu sein. Sie hielt sich für einen Geist, und zwar für eine Wassernixe, die sie dadurch geworden, daß sie zu früh ihrem Bräutigam gefolgt wäre. Wir bewachten sie aufs Sorgfältigste, allein eine Spur, wer sie sein könnte, war ihr nicht zu entlocken. Meine Frau hatte eine Harfe, die nahm sie und spielte in wilden Accorden darauf. — Ich arbeitete an ihrem Geiste, wie es mir nur gut schien, und schon hatte ich etwas errungen, als mir eines Abends vor ungefähr einem Monat meine Frau weinend entgegen kam und mir verkündete, unsere Kranke sei verschwunden. Ich war in keinem geringen Grade bestürzt, sie hatte sich in einem weißen Kleide und mit der Harfe meiner Frau entfernt. Wir ließen vergebens die Gegend durchsuchen. Da erhielt ich gestern von einem Freunde aus dem Bade die Nachricht, man suche hier eine Wahnsinnige, die sich mit einer Harfe sehen lasse, einzufangen. Es konnte Niemand anders sein, als meine Kranke, und so fuhr ich augenblicklich hierher. Sie ist es, und ....

Wir sind Ihnen, unterbrach ich den Prediger, vielen Dank schuldig," fuhr der Fürst in seiner Depesche fort, „Sie haben uns eine theure Verwandte retten wollen, und wir werden uns bestreben, Ihnen zu vergelten. Ich entließ den Prediger und ging in den Salon zurück, wo

ich meine Schwester bei Cölestinen traf. Cölestine schaute verwundert umher, allein ihr Blick war ruhig, und ihre Worte ließen uns schließen, daß die Nacht des Wahnsinns von ihr gewichen sei. Sie verlangte zu schlafen. Ich eile, Euch dies mitzutheilen."

Der Fürst fährt nach einigen Stunden weiter fort: „Cölestine ist erwacht, sie hat uns Alle erkannt, der Arzt räth Vorsicht an, so würde sie bald genesen. Sie erzählte, daß sie lange und schwer geträumt habe. Nach Emil fragte sie noch nicht, wir zittern vor dem Augenblicke. Kommt nun bald her, sehen darf sie Emil noch nicht; er soll sie sehen, ohne daß sie ihn bemerkt."

Der alte Graf sprach ein lautes Dankgebet und Allen stürzten die Freudenthränen aus den Augen. Es ward schnell Anstalt zur Abreise getroffen, und ehe die Sonne zum zweiten Male unterging, hatte der selige Vater seine Tochter umarmt. Man hatte Cölestine behutsam darauf vorbereiten müssen, aber sie ertrug die heftige Erschütterung standhaft. Alles war glücklich; wenn nur das Wiedersehen mit Emil vorüber gewesen wäre.

Cölestine hatte über Emil noch nichts gesprochen, aber in ihrer Brust war doch ein tiefer Schmerz, der sie mit vieler Melancholie umzog. Da fing der Vater an, seinen Namen zu nennen, und Cölestine weinte heftig.

„O laß die Todten ruhen, theurer Vater, die Wunde nach ihm wird ewig bluten!"

„Nicht doch, Cölestine, liebes Kind; wenn nun Emil lebte?"

„Emil?" rief sie aus, sprang entsetzt auf und starrte den Vater wild an, — „Emil lebte?"

Der Graf stellte die Möglichkeit auf, sie zweifelte,

allein sie gewöhnte sich daran, den Gedanken zu ertragen. Nach und nach brachte man ihr die Gewißheit bei. Die Freude hätte ihr fast das Herz gebrochen, man versprach ihr, ihn von Paris kommen zu lassen. Nun war sie selig. Die höchste Exaltation ließ aber eine neue Ueberspannung fürchten, und man mußte sie sich wenigstens einen Monat mit dem bloßen Gedanken umhertragen lassen. So wurde sie damit vertrauter. Wir lernten indeß Emil kennen und achten. Ich hatte in der That eine bedeutende Aehnlichkeit mit ihm, und diesem Zufalle verdankten wir das hohe Glück, Cölestine gerettet zu haben.

Endlich kam der Tag des Wiedersehens. Ein Wagen fuhr beim Schlosse vor. Emil sprang heraus, Cölestine sah ihn vom Fenster aus, und sank der Schwester bewußtlos in den Arm. Da war Emil im Zimmer, er warf sich neben Cölestine nieder; die Glückliche erholte sich bald, und der Bräutigam küßte die ersten Worte: „Mein Emil!" von ihren holden Lippen.

Der Pfeil.

I.

Von Brandenburck der hof stêt wol,
dem ist alsô ze muote,
daz siu sint wisheit alsô vol,
diu wisheit stêt nâch guote.
Tanhuser.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Am hohen bogigen Fenster der alten Stammburg des Herzogs von Holstein saß eine junge, schöne, blühende Maid und blickte hinaus in den nahen, dunklen Forst, durch den eine enge Bergstraße sich Bahn gebrochen, die bis zur Burg hinauf führte. Das erste Nahen des Frühlings zeigte sich überall; die Birken hatten bereits ihre hellgrünen Blätter entfaltet, während die Eichen ihr dunkleres Laub noch sparsam zu entwickeln strebten. Strichvögel rauschten vorüber; einzelne Störche eilten ihren alten, wohlbekannten Nestern zu, selbst ein Zug Kraniche schwebte in hoher Luft dahin, indeß ein majestätischer Raubvogel langsam im sonnenklaren Abendhimmel sich wiegte.

Die Maid schaute sinnend hinaus. Sie sah den Vogel kreisen, sie bemerkte das schöne Grün der Birken, aber Alles dies schien ihrem Auge nicht zu genügen; ihr

abläſſig ſtarrte ſie zur Bergſtraße hin, auf der gegenwärtig einzelne Söldlinge, Knappen und Troßbuben ſich breit machten. Sie ſchüttelte wie unwillig das ſchöne jugendliche Haupt und wandte ſich haſtig um, und rief ihrer eintretenden Geſpielin und älteren Freundin zu:

„Adelgunde! Du biſt eine ſchlechte Wahrſagerin und Zeichendeuterin. Wir haben der Gäſte nicht genug; das Waffenſpiel meines Vaters, des Herzogs von Holſtein, das er bereits ſeit ſo langer Zeit ausgeſchrieben, ſcheint nicht ſehr beſucht zu werden; ich ſitze vergebens in ſtiller Neubegier auf der Lauer. Kein Thurmwart ſtößt ins Horn, kein fröhlicher Ritterzug eilt den Bergpfad herauf.“

„Und da möchte bereits Heilwig, des Herzogs junges Töchterlein, zu deren Ehren das Feſtſpiel ausgeſchrieben, und aus deren Hand der Sieger ſeinen Preis empfangen ſoll, gern ſchmollen und unwillig werden,“ ſpöttelte die Freundin, eine ernſte Jungfrau, deren dunkle Augen gar unheimlich zu funkeln vermochten, und deren Mundwinkel ſich gar leicht wie zum Spott und Hohn aufwarfen. „Tröſte Dich, Kind! Noch iſt die Sonne nicht gänzlich hinabgeſunken, und wie die Vögel gern, ſobald das helle Tageslicht verſchwunden, ihr heimlich lauſchiges Neſt aufzuſuchen pflegen, ſo treffen die meiſten der Gäſte auch erſt zu Abend ein. Und dann!? Sind nicht der Kämpfer bereits genug verſammelt? Iſt Ehrich nicht da, aus dem Hauſe der Ascanier! der ritterliche Held? Iſt nicht Bernhard von Wölpke zugegen —“

„Der Dir ſo wohl gefällt,“ rief Heilwig lachend. „Doch horch! ſtößt nicht der Thurmwart in ſein Horn. Komm her zu mir, lug' mit hinaus; damit wir wiſſen, wer da der Burg ſich nahe.“

Und schnell den Arm um den Nacken der Freundin werfend, zog sie dieselbe zu sich nieder. Und Beide schauten hinaus auf einen kleinen Reiterzug, der so eben sichtbar wurde. Zwei jugendliche Ritter waren dem Zuge vorauf. Beide, wie es schien, im ernsten Gespräch begriffen, und nur zuweilen einen flüchtigen Blick auf die Burg, das Ziel der Reise, werfend.

„Sprich, Adelgunde, Du Wappenkundige," rief Heilwig erfreut, „wer naht uns dort? Wessen Banner entfaltet sich?"

Adelgunde runzelte ein wenig die Stirn und sagte, das Auge nach dem Reiterzuge gerichtet, „man merkt, Du bist noch halb ein Kind, das es nicht erwarten kann, die Puppe in die Hand zu bekommen, die man dem Kinde als Spielwerk von fern gezeigt. Sind nicht der Gäste bereits genug dahier? Und wirst Du sämmtliche nicht zeitig genug drunten im Ahnensaale begrüßen? Was sehnest Du Dich nach immer neuen Gästen! Oder wie! erwartest Du Einen nur, der noch immer nicht kommen will? Hat mein jung Vögelein auch bereits gemerkt, daß es ein Herzlein in der Brust hat, und daß ein Männerauge gar mächtig brennen kann?"

Heilwig flammte auf. Flüchtige Röthe umschattete das liebliche Gesicht. Unwillig rief sie: „Ich weiß nicht, wie Du meine kindische Neugier, die mir doch hier nicht so am unrechten Orte zu sein scheint, so übel zu deuten vermagst. Was ist nur Dir?"

Die Freundin beachtete die Worte nicht, ja sie schien dieselben nicht vernommen zu haben; unabläßig starrte sie den Ankommenden entgegen, und sagte plötzlich: „Nun, wäre Ehrich, der Brandenburger, nicht bereits schon an-

kommen, ich würde meinen, auf's Neue die brandenburgischen Farben zu erblicken."

Heilwig horchte auf, starr blickte auch sie hinaus, und als die Reiter näher und näher kamen, die Farben der Fähnlein nicht mehr zu verkennen waren, jubelte sie auf und rief: „Das sind, beim Himmel, der Ascanier Feldzeichen," und leise setzte sie hinzu: „Das kann nur Markgraf Otto sein!"

Adelgunde warf einen hastigen, flüchtigen Blick auf die junge Freundin und lächelte spöttisch: „Sieh', wie so plötzlich Dein Auge und Herz erleuchtet wurde. Ist das Fürst Otto, der Minnesinger?"

„Wohl ist er es, wohl! O, nun erkenne ich ihn deutlich," rief Heilwig. „Das ist sein Helm, sein stattlich Roß; jetzt blickt er auf — ich schaue sein Angesicht!"

„Das Dir so wohl gefällt," spöttelte Adelgunde. „Sind nun der Gäste genug? Sind die Hallen nun gefüllt? Sieh', sieh', hat mein jung Täubchen den girrenden Vogel von Prag nicht vergessen? Doch, Kind, sei nicht so jubelfroh. Hast Du vergessen, daß Ehrich nicht ohne Absicht sein Roß hierher gelenkt? Weißt Du nicht, daß er ein Auge auf die Tochter des Herzogs von Holstein geworfen, die da Heilwig benamset ist? Und weißt Du nicht, daß dieser Vater einer Verbindung der Art nicht abgeneigt ist?"

„O, schweige, schweige, Du heiserer Unglücksrabe," schmollte die Angeredete. „Mußt Du alle geheimen Fächer des Herzens herausziehen und mir vor Augen halten? Glaubst Du, weil der Vater dem Brandenburger zugethan, müsse er sofort gewillt sein, dem Ehrich die Tochter zu geben, und dem jüngeren der Brüder scheel über die

Achsel anzusehen? Und habe ich nicht selber hier ein Wort mit einzureden? Glaubst Du! daß der Vater mich einer Waare gleich verhandeln werde, abwägend, wo der meiste Vortheil sei?"

„Ha! sieh! welch' heftig Blut!" spöttelte Adelgunde. „Als ob den Fürstentöchtern eine Frage des Herzens gestattet wäre! als ob sie nicht den Weltinteressen sich unterzuordnen hätten und ihrem Gefühl nicht schweigen lehren müßten? — Heilwig, laß Dich warnen, sei Du auf Deiner Hut! Ehrich ist nicht umsonst zu Deiner Väter Burg hier eingeritten; ich weiß bestimmt, er will nicht scheiden, er habe denn den Preis, Deine Hand, davon getragen. Wahre Dich, verseng' Dir nicht die Flügel. Ho, ho, glaubst wohl, ich wäre blind gewesen und hätte nicht bemerkt, wie Du zu Prag nur Augen hattest für den jugendlichen Otto, wie er Dir zu Ehren seine Lieder sang und er so gern den Preis des Sängers und des Ritters Dir zu Füßen legte. Laß Dich warnen! Wirst doch dem Ehrich Deine Farben zu tragen erlauben müssen und ihn zu Deinem Ritter erklären!"

Heilwig schwieg. Sinnend senkte sie das Haupt, die Wange war bleich geworden. Plötzlich jedoch schlug sie das Auge auf und sagte: „Nicht Ehrich soll mein Ritter sein!"

„Wie," rief Adelgunde erschreckt, „so willst Du dem Bruder, dem Otto, das Recht einräumen? Hat Ehrich nicht ein älteres Recht darauf? Hast Du ihn früher nicht ermuntert, sich Dir zu nahen, wo er Dich sah und traf? Und nun willst Du den ernsten, festen, ritterlichen Fürsten aufgeben um des Minnesängers willen? Um Otto's willen, der nichts zu kennen scheint, als nur den Reim zu

fügen, und dem die fahrenden Sänger die liebsten Genossen sind."

„Aber, wer sagt Dir denn," spöttelte Heilwig, „daß ich einen der Ascanier zu meinem Ritter während des Festspiels erwählen muß? Sind nicht der Edlen sonst genug in meines Vaters Hallen?"

„Wie? so wolltest Du —?"

„Nicht Otto, nicht Ehrich zu meinem Ritter wählen," fiel Heilwig lächelnd ein.

„Wen aber wählest Du?"

„Willst Du es wissen?" spöttelte die jugendliche Herzogstochter und blickte die Freundin schalkhaft an.

„Nun?" fragte gedehnt Adelgunde.

Heilwig stand auf und sagte, sich der Thür zuwendend: „Ich gedenke den Bernhard von Wölpke zu meinem Ritter zu erklären."

Adelgunden's Gesicht überzog sich mit dunklem Purpur; sie schwieg einen Augenblick, dann, sich zusammennehmend, fragte sie gedehnt, „und warum, wenn man fragen darf?"

„Weil er ein hübscher Mann, mir anverwandt und weil ihn eine gewisse Adelgunde so herzlich liebt," spöttelte Heilwig und huschte zur Thür hinaus.

II.

Von Brandenburk markgrâve Otte,
markgraven Johannes sun, der ist sô êrenriche,
daz ich in zuo der tugenden brunnen wol mit
êren gelîche.

Der Meisner.

Wenige Stunden nach dem Einzuge des Fürsten saßen die von fern und nah angekommenen Gäste des Herzogs in der weiten Halle seiner Burg friedlich beisammen. Der Becher kreiste in der Runde und im freundlichen Austausch der Reden eilten die Stunden dahin. Vor allen aber waren es die Markgrafen Otto und Ehrich von Brandenburg, die von dem Herzoge mit besonderer Auszeichnung bedacht wurden. War doch im Herzen des sorgenden Vaters schon lange im Stillen der Wunsch gehegt, daß ein näheres, innigeres Band ihn mit diesem Fürstenhause verbinden möchte. Das Ansehen der Mark stieg von Tag zu Tage, und das Wort und Schwert dieser Fürsten vermochte gegenwärtig zu meist den Ausschlag in den kriegerischen Zwistigkeiten der Gegenwart zu geben.

Unter dem Banner des verstorbenen Markgrafen Johann, dem Vater der gegenwärtigen Fürsten, der mit seinem Bruder Otto III. die Mark gemeinsam regiert hatte, war dieselbe zu großem Ansehen und zu besonderer Blüthe gediehen. Siegreich in den meisten Fehden gegen die anmaßenden Erzbischöfe von Halberstadt, Magdeburg und Brandenburg, gewann derselbe auch die Lehnsoberschaft von Pommern und bekam die Ukermark als Eigenthum. Im Lande Lebus, das die Fürsten auch erworben, wurde die Stadt Frankfurt an der Oder gegründet; wie denn überhaupt die Fürsten besonders für das Gedeihen der

Städte besorgt waren. Es gab fast keine Stadt, die ihre Milde nicht erfahren hatte. Gemeinsam hatten die Brüder Johann und Otto die Mark regiert. Seltene Eintracht und treue Liebe zu einander hob und stärkte sie in allen ihren Unternehmungen. — Und als nun die Tage des Alters kamen, als der Tod sich leise zu nahen begann, da gedachten sie ihrer Erben, ihrer Söhne, und beschlossen die Mark unter dieselben so zu theilen, daß zwar jeder der Söhne einen Theil der Mark als Eigenthum erhalten solle, alle aber, sich als ein gemeinsames Ganze betrachtend, stets dem ältesten des Hauses unterthan sein sollten. So blieb die Mark, scheinbar zerstückelt, dennoch ein Ganzes, gewachsen seinen Feinden, ein Stamm kräftig emporstrebend, weiter und weiter seine Zweige ausbreitend, Schutz gewährend denen, die unter ihm wohneten. Dreien seiner Söhne hinterließ Markgraf Johann bei seinem Tode des Erbe: nämlich Johann II., Otto IV. und Konrad I., während die übrigen Söhne Heinrich und Ehrich, als aus zweiter Ehe stammend, für jetzt keinen Theil an der Regierung nahmen.

Von diesen Söhnen des verstorbenen Johann waren Otto IV. und Ehrich anwesend. Mit ihnen war ein stattlicher Kreis von Rittern gekommen und als Heilwig, des Herzogs Tochter, mit ihrer Freundin Adelgunde eintrat, wandten sich aller Augen nach der reizend schönen Gestalt der ersteren, Jeder im Herzen den Wunsch hegend, aus diesen Händen den Preis des Kampfes zu empfangen.

Besonders Otto, der jugendliche Markgraf, wurde sichtbarlich freudig erregt und sein Auge ruhte mit Wohlgefallen und tiefer, innerer Freude auf der schönen Gestalt; so daß der Bruder, der seit längerer Zeit schon zum öfte-

ren mit der Lieblichen in nähere Berührung gekommen war und bereits tief im Herzen geheime Wünsche hegte, erstaunt aufschaute und dem Bruder, sanft die Hand auf die Schulter legend, sagte: „Wie, Otto! kennst auch Du des Herzogs Tochter bereits?“ Otto lächelte und sagte: „Bin ich nicht ein fahrender Sänger und sollte die Schönheit nicht kennen, die alle überstrahlt?“

Der Bruder wurde einer Antwort überhoben, denn Heilwig nahte sich so eben am Arme des Vaters.

Die Jungfrau begrüßte sittig die jugendlichen Fürsten, doch sofort den Ritter Bernhard von Wölpke erblickend, der so eben sinnend nach ihrer Freundin Adelgunde schaute, nahte sie sich schalkhaft lächelnd dem Träumenden und sagte: „Vetter! wollen Euer Liebden mir nicht einen Augenblick Gehör schenken und am morgenden Feste diese meine Schleife als mein erwählter Ritter am Helmbusch tragen?“ Bernhard von Wölpke schaute erschrocken auf, eine flüchtige Röthe überschattete sein markiges Gesicht und leicht den Fuß beugend, senkte er das Haupt und empfing die Schleife.

Und als er dieselbe empfangen, drückte er sie flüchtig an die Lippen und rief mit glühendem Feuer: „Im Leben und Tod der Eure.“

Heilwig erschrack ob dieser Glut, hastig verlegen wandte sie sich ab und eilte zu ihrer Freundin Adelgunde, die starr, brütend am Pfeiler lehnte und sichtbarlich kalt, schneidend die jugendliche Fürstentochter empfing. — Heilwig bemerkte es und die Hand der Freundin fassend, rief sie schmeichelnd: „Wie, Adelgunde! zürnest Du mir wirklich?“

Adelgunde aber wandte kalt sich ab, ohne ein Wort zu entgegnen.

Die Fürsten und Ritter aber begannen zu sprechen von den Welthändeln, Fehden und Kämpfen. Fröhlich kreisete dabei der Becher. Scherz, Ernst und Frohsinn wechselten mit einander.

Die Ascanier saßen zusammen, nicht fern des Herzogs. Die Brüder hatten sich seit längerer Zeit schon nicht gesehen. Otto, dem Schwerte und der holden Dichtkunst gleich ergeben, war weit hinab gen Böhmen gewesen, hatte gegen die Ungarn gekämpft und in Prag der holden Sangeskunst obgelegen. Er hatte Vieles dem Bruder mitzutheilen und dann wieder zu fragen, wie es daheim im theuren Vaterlande stehe. Ehrich ermangelte nicht, von Allem Bescheid zu geben. So flossen die Stunden dahin. Heilwig saß zur Seite des Vaters, die Stelle der Hausfrau vertretend, und lauschte den Worten der jugendlichen Fürsten. In dieser Zeit nahte sich der Bruder Johann dem fürstlichen Sänger. Er drückte ihm lächelnd die Harfe in die Hand und rief: „Morgen gilt es dem Kampf; heut laßt uns dem Sange leben, laßt uns ein Wettsingen halten."

Otto sprang auf. „So sei es," rief er. „Was kann schöner und herrlicher sein, als zu kämpfen und zu singen." Und schnell sich zu seinem Freunde, dem liederreichen Meisner, wendend, mit dem er in Prag zusammengetroffen und der ihn auch bis hieher zur Stammburg des Herzogs begleitet, jauchzte er: „Auf, auf, laß uns die Saiten rühren; Johann, der Liederkundige, fordert uns auf, ein Loblied der Minne, ein Loblied des Schwertes zu singen."

„Frisch auf!" jubelte der Angeredete, und die Harfe ergreifend, sang er mit lauter, volltönender Stimme ein

Lied zum Lobe und Preise des Ritterthums. Kaum hatte er geendet, fiel Johann von Holstein, der Bruder der lieblichen Heilwig, mit Kraft und Ungestüm ein und sang zu Ehren des Frühlings und der Jagdlust. Otto aber strich sich das Haar von der schöngeformten Stirn, ließ den Stab über die Saiten rauschen und sang:

Frau Minne sei mein Bote alleine,
Sage der Lieben, die ich von Herzen minne,
Sie ist's, die ich mit ganzer Treue meine,
Wie sie mir benimmt sogar die Sinne;
Sie mag mir wohl hohe Freude machen,
Will ihr rother Mund mir lieblich lachen,
Seht, so muß mir alles Trauern schwinden.

Die schäumenden Becher wurden gehoben. Otto's Name wurde laut gepriesen. Heilwig glühte wie eine Rose und schaute nieder in den Schooß.

Alles jubelte, war froh und heiter; nur Bernhard von Wölpke, der den Blick bemerkt hatte, den Otto verstohlen zur sinnenden Heilwig hinübergesendet, ehe er sein Lied begonnen, ballte krampfhaft die Hand und murmelte: „Ich hoffe es Dir zu gedenken am morgenden Tage, wo das Schwert entscheidet und die Kraft des Mannes gilt.“ Hastig stürzte er den schäumenden Becher hinab.

In diesem Augenblick stand Heilwig auf und verließ mit ihrer Freundin Adelgunde den Saal. Die Männer blieben bei kreisendem Becher noch lange beisammen.

III.

Nun bringe mir her viel balde
mein Roß, mein Eisengewand.
von Kürenberg.

Der Tag des Festes war gekommen, die Schranken eröffnet. Von fern und nah waren Ritter und Volk herbeigeströmt. Gaukler und Spielleute drängten sich herzu und als die Stimme des Herolds das Fest für eröffnet erklärte, überblickte das schauende Auge: Ritter und Frauen, Edle und Volk in unabsehbarer Menge. Hoch oben auf erhöhter Tribüne saß der Herzog, ihm zur Seite die bereits auserwählten Kampfrichter und Heilwig, sein lieblich Töchterlein, die Königin des Festes, einen schönen in Silber gearbeiteten Lorbeerkranz, als Preis des Siegers, in der Hand. Ihr zur Seite saß Adelgunde.

Jetzt ertönte nochmals des Herolds Stimme, laut die Ritter zum Zweikampfe auffordernd.

Zwei Ritter sprengten sofort in die Schranken.

Es war Bernhard von Wölpke, der Heilwigs Schleife Allen sichtbar hoch am Helme flattern ließ, und sein jüngerer Vetter Walter von Radegast, der heut zum ersten Male, nachdem er die goldenen Sporen sich im Kampfe gegen die Ungarn verdient, als Ritter zum Turniere kam. Der Kampf, der zwischen beiden sofort begann, war mehr ein Spiel der Laune, sichtbarer Courtoisie als des Ernstes. Walter von Radegast senkte nach kurzem Streit sein Schwert; er erklärte dem Ritter der lieblichen Heilwig sich unterthan.

Adelgunde wendete bei diesem Anblick sich spöttisch zur Fürstentochter. „Sieh', Heilwig," lachte sie, „Deine

Schleife scheint die Kraft der Schlangenaugen zu besitzen; ihre Gegner geben sich beim Anblick schon gefangen, wie es die armen kleinen Vögel thun sollen beim Zauberblick giftiger Schlangen."

„O, pfui! welch häßlicher Vergleich," zürnte die Angeredete. Doch in diesem Augenblick drängten Ehrich und Otto, die Ascanier, sich gemeinsam in die Schranken; beide von gleicher Krampfsucht durchglüht. Die schwarzen Helmflügel leuchteten gar unheimlich todtbringend vom Haupte der männlichen Brüder herab; während die rothen Adler auf den Schildern kampfmuthig den Gegner anzustarren schienen. Unwillkührlich hielten die Brüder zugleich die schnaubenden Rosse an, da sie unverabredet sich zugleich auf dem Kampfplatze sahen. Jeder von ihnen hätte dem Bruder gern den Vorrang des Kampfes gelassen; jeder von ihnen gern um des Bruders Willen auf den Kampf verzichtet; Keiner mochte den Andern des Preises, des Sieges berauben und dennoch zauderten Beide; Niemand mochte den Andern des Vorrangs berauben, oder wohl gar als Gegner des Andern auftreten, und Niemand gern doch wieder gänzlich auf den Kampf verzichten. Die gegenseitige brüderliche Liebe ließ sie zaudern, bis der Spott des kampflustigen Gegners sie aus ihrem Sinnen erweckte und das Zaudern zur That werden ließ.

Bernhard von Wölpke ließ sein Roß turbiren und spöttelte: „Euer Liebden, frisch auf! laßt uns den Kampf beginnen, hier gilt's nicht Saiten schlagen, hier gilt des Schwertes Tanz; vielleicht ein weniger angenehmes Spiel."

Bei diesen Worten hielt Ehrich sich nicht länger. „Mein Bruder," rief er laut, „laß mich den Schwätzer züchtigen."

Und ehe Otto noch ein Wort entgegnen konnte, sprengte der Bruder dem Gegner zu. Der Kampf begann. Doch sei es, daß Ehrich in der Erregung zu wenig sich seiner Vortheile bewußt blieb, oder daß er die Kraft des Gegners für zu gering anschlug; genug, nach kurzem Kampfe flog Ehrichs Schwert am Knauf zerschmettert in den Sand.

Otto sah dies kaum, als er auch sofort zum Kampfe vortrat.

Wohl protestirte Ehrich dagegen, er wollte mit neuem Schwerte den Kampf zu Ende fechten, doch Otto's Bitte und der erneuerte Spott des Gegners, der das Saitenspiel des ritterlichen Fürsten sich besonders zur Zielscheibe seines Spottes genommen zu haben schien, ließen ihn zurücktreten.

Der Kampf begann. Und bei dem ersten Schlage sahen Preisrichter und Volk, daß die Zeit des Scherzes vorüber, daß jetzt zwei ebenbürtige Gegner sich gegenüberstanden, von denen Keiner gesonnen sei, den Preis so leichten Kaufes zu entbehren. Unwillkührlich stockte der Athem in der Brust des Zuschauers. Bernhard von Wölpke, stark und markig, schien sich vorzugsweise auf seine Kraft zu verlassen, wogegen Otto durch Gewandheit, List und Umsicht die riesenhafte Stärke des Gegners zu besiegen hoffte. Mit erneuter Wuth suchte der Träger der Farben der lieblichen Heilwig den Speer dem Gegner in die dünnen Ringe des Halspanzers zu stoßen; doch Otto lenkte mit gewaltigem Schenkeldruck sein Roß zur Seite, fing den Speerwurf mit dem Schilde auf und trieb den eigenen Speer mit gewaltiger Kraft gegen die in diesem Augenblick vom Schilde entblößte Brust des Gegners. Der

Speer zerbrach — und Bernhard von Wölpke schwankte im Sattel. Doch geschah dies nur einen Augenblick. Kaum sah er, daß Otto nach Zersplitterung seines Speeres das Schwert gezogen hatte, als auch er den seinen von sich warf, das Schwert zog und den Kampf auf's Neue begann.

Schlag auf Schlag fiel. Die Rosse selbst dampften vor Wuth und Kampfbegier. Immer wilder, immer heftiger entbrannte das Spiel. Die Ritter jubelten, Heilwig aber ward bald bleich, bald roth, unwillkührlich schloß sie das zuckende Auge, wenn der Schlag der Schwerter dröhnte; und der Kampf ein blutiges Ende zu nehmen schien. Adelgunde aber stierte hinab in den Ring, ihr Auge folgte jeder Bewegung, die Bernhard von Wölpke vollführte, sie jubelte auf, wenn derselbe den Gegner zum Weichen zu bringen schien; bis plötzlich das Unerwartete geschah: Otto, der jugendliche Fürst, schien bisher durch unzählige Wendungen die Kraft des Gegners haben ermüden wollen, jetzt, wo er dieselbe genugsam erlahmt wähnte, nahm er seine bisher geschonte Kraft zusammen, drang mit Ungestüm auf Bernhard von Wölpke ein — und ehe derselbe noch sich von seinem augenblicklichen Staunen zu erheben vermochte, brachte er demselben durch eine erneute geschickte Wendung einen kräftigen Schwerthieb bei, der das Armgelenk traf und die Hand erlahmen machte.

Bernhard von Wölpke senkte das Schwert; er versuchte es, dasselbe auf's Neue zu heben; es ging nicht — die Hand war erlahmt. Otto ritt zu ihm heran, er schlug das Visir zurück und sagte lächelnd mit geröthetem Gesicht: „Die Ehre des Minnesängers und des Fürsten wird in Euren Augen nicht ferner verunehrt dastehen! Das Schwert

des Fürsten erkämpfte sich den Sieg, erlaubt, Herr Ritter, daß nun die Hand des Minnesängers der Dame auch die Siegstrophäe wiederbringt, womit sie Euren Helm vor diesem Kampfe schmückte."

Mit diesen Worten löste er mit leichtem Schnitt Heilwigs Schleife vom Helm des Ritters und steckte dieselbe an den seinigen. Der Besiegte ward bleich wie der Tod bei dieser Beschimpfung, aber das Auge starrte Unheil verkündend, Rache brütend auf seinen Feind. Das Wort, das er zu sprechen sich bemühte, erstarb im Knirrschen der Zähne.

Otto sah und hörte nichts. Muthig, kampfglühend lenkte er sein Roß und wartete eines neuen Gegners, nachdem Bernhard von Wölpke den Kampfplatz verlassen. — Niemand erschien — Niemand machte dem Fürsten den glänzend erfochtenen Sieg streitig. Allgemein wurde der Preis ihm zuerkannt. Und als er sich der Tribüne nahete, stand Heilwig auf, um in lieblichem Erröthen ihm den Kranz auf das freie vom Helm entblößte Haupt zu drücken.

Der Herzog drückte ihm freudig die Hand; nur Ehrich, der Bruder, war ernst geworden; sinnend sprach er: „Der Sieg ist Dein; laß mit dem Preise Dir genügen, der jetzt Dein Haupt so glänzend schmückt."

Otto schaute auf. Verwundert rief er:

„Mein Ehrich, würdest Du es mir mißgönnen, wenn ich nach Höherem strebte?"

Der Angeredete zögerte einige Zeit mit der Antwort, endlich sagte er, sich das Haar von seiner Stirne streichend: „Mein Otto! das Haus der Ascanier blüht nur so lange, wie die Brüder selbst in Eintracht leben. Dein

Arm scheint fester, kräftiger, als ich je geglaubt; suche mit dem Wort und mit dem Schwert unserer Krone neuen Glanz rings zu verleihen und nie wird Dir mein Arm, mein Herz entgegenstehen." Mit diesen Worten wandte er sich hastig ab.

Jetzt begannen die Vergnügungen und Belustigungen des Volks, der Knappen, Lanzknechte und Troßbuben. Ein allgemeines Bogenschießen fand zuerst Statt. Die Schranken waren geöffnet, das Ziel war abgesteckt und der Kampf begann. Ein junger hübscher Armbrustschütze des Herzogs von Holstein gewann den Preis, der in 50 Goldgulden und einem grünen Kranze bestand. Darauf begann ein Lanzenstechen, Stangenklettern und zur Kurzweil ein Sacklaufen. Würfel- und anderweitige Glücksspiele nahmen ihren Anfang. Dazwischen ertönten kreischende Trompeten und dröhnende Schläge der mächtigen Pauke. Zierliche Edelknaben kredenzten Damen und Rittern den Wein in silbernen Kannen; bis endlich der Abend mehr und mehr einbrach und die Nacht dem frohen Feste ein Ende machte.

IV.

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen;
So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen,
Lilien und Rosenblumen, wenn sie blicken
Im Maien durch bethautes Gras; und kleiner Vögel Sang,
Sind gegen solche Wonne ohne Farbe, ohne Klang.

Walter von der Vogelweide.

Wie still, wie öde war es Tages darauf nach dem erwähnten Feste in der Stammburg des Herzogs. Die meisten der Gäste waren davon gezogen, ihrer Heimath oder andern Freuden und Vergnügungen nach; das Volk hatte sich zerstreut und nur die beiden fürstlichen Brüder Ehrich und Otto, nebst dem Ritter Bernhard von Wölpke, der seinen Arm noch in der Binde tragen mußte, waren zurückgeblieben; einiger weniger Anderen nicht zu erwähnen. Jeder von ihnen hing seinen Gedanken, seinen Plänen nach. Doch der Herzog war nicht der Mann, seinen Gästen lange Ruhe zu gönnen. War das Festspiel vorüber, sollte die Jagd die träge Ruhe verscheuchen.

Ein neuer Tag brach an. Klar und herrlich ging die Sonne auf. Ein fröhliches lautes Hundegebell ward im Hofe laut. Die Rosse wieherten, die Jäger mit den Falken auf der Hand, harrten des Herrn. Die Meute zerrte an den Leinen. Einzelne Ritter kamen und schwangen sich fröhlich, muthig auf die Rosse. Die beiden Ascanier erschienen, gleich darauf der Herzog; und ihm zur Seite Heilwig in reichgeschmücktem Jagdgewande, das leichte Ba-

rett, mit der Reiherfeder geschmückt, auf den blonden Locken. Leicht erröthend grüßte sie die Gäste und schwang sich mit zierlichem Anstand auf ihren milchweißen Zelter, der kaum seine leichte, süße Last zu fühlen schien. –

Alle saßen im Sattel. Der Herzog gab das Zeichen. Die Hörner schmetterten und fröhlich, jauchzend brauste der Zug zur Burg hinaus in den grünen Wald hinein.

Hoch oben am Fenster der Burg lehnte Adelgunde und schaute mit ernstem, finsterem Blick den Ziehenden nach. Ihr zur Seite stand Bernhard von Wölpke, den sein Arm nicht erlaubte, sich der Jagdlust hinzugeben.

„Nun, Schönste der Schönen," spöttelte Bernhard, als er die Maid so finster dem Zuge nachschauen sah, „wird Euch das Herz nicht schwer beim fröhlichen Hörnerklang? Weshalb bliebt Ihr nur daheim? Um mich, den Krüppel, zu pflegen? Ich bedarf der Pflege nicht!"

Adelgunde rief: „Noch seid Ihr ein Krüppel nicht! Und wenn Ihr es würdet, wer hat Euch dazu gemacht? Wär's nicht genug, Euch im ehrlichen Spiele zu besiegen; mußte auch noch der Spott zur Schande gefügt werden?"

„Tod und Hölle!" brauste der Ritter auf, „woran mahnt Ihr mich? Ihr wollt mir Krankenpflegerin sein und reißt die Wunde schonungslos auf?"

„Um sie desto gründlicher zu heilen!" Und nach einer Pause fuhr Adelgunde lauernd fort: „Welches ist der beste Balsam für ein zerrissenes Herz?"

„Die Rache!" rief mit dem Fuße stampfend der Ritter.

„So folgt der Rache! Zerschmettert die, die Euch der Schmach haben preisgegeben!"

Bernhard von Wölpke schaute verwundert auf. Zweifelnd sagte er: „Mein Haß gilt nur dem Saitenschläger."

„Der also nicht, die Euch die Schleife gab, zu ihrem Ritter Euch erklärte, indeß ihr Herz nichts von der Gabe wußte. Bernhard! seid Ihr so blind, daß Ihr es nicht gesehen, wie Ihr der Mantel nur für eine lang genährte stille Liebe waret?"

„Wie! was! Ihr meint, Heilwig — —"

„Liebte den Ascanier längst!"

„Nun ja, den Ehrich! Weil diese Lieb' der Vater wünschte. Doch schien die Liebe mir nicht sehr tief zu sitzen — —"

„Als daß ein Anderer den Muth nicht hätte haben sollen, sie zu verdrängen," spöttelte lachend Adelgunde. „O Ihr Kurzsichtiger, nicht Ehrich! Nein! nein! nur Otto ist's, den Heilwig liebt. Seit der Begegnung schon in Prag nährte sie diese Liebe!"

Bernhard von Wölpke starrte die Sprecherin an. Der starke, kräftige Mann mußte sich setzen, endlich sagte er leise still, wie zu sich selber sprechend: „Ich Narr! der ich zu hoffen wagte. Nun, nun, das Spiel, das Du mit mir getrieben, Heilwig, war nicht fein. Ich mach's wohl ein Mal wieder wett."

Mit diesen Worten stand er auf, und wollte das Zimmer verlassen. „Ihr wollt fort?" rief Adelgunde und ward bleich.

„Laßt Euren Arm mich erst noch ein Mal sehen."

„Nicht doch, Kind!" sagte der Angeredete und drängte die hastig Beschäftigte sanft zurück. „Laß gut sein. Der Arm, der heilt schon wieder."

„O, auch das Herz!" fiel Adelgunde ein. „Verzaget nicht und meßt dem ganzen Geschlecht nicht zu, was eine fehlte."

Doch der Ritter antwortete nicht; stumm schritt er zur Thür hinaus.

Adelgunde schaute ihm nach. Ihr Auge flammte, ihr Körper zitterte; dann wurde sie bleich, immer bleicher und bleicher, tonlos sprach sie: „Er achtet mich nicht; ich lieb ihn so heiß.“ Traurig senkte sie das Haupt, leises Weinen unterbrach zuweilen nur die düstre, unheimliche Stille.

Wie fröhlich, wie laut ging es dagegen im Walde zu:

Freut euch beide Jung und Alt, Winter kalt,
Hat gethan sein Scheiden, schauet an den Wald,
Feld und Anger sich bekleiden, Blumen breit
Sieht man auf den Haiden.

singt ein alter Dichter. Wie war der Wald so grün und dicht. Die Falkenjagd war längst vorüber, jetzt gilt's dem Hirsch, dem Eber und selbst Bär. Fort schnauben die Rosse, die Meute eilt suchend, schweißtriefend von Busch zu Busch. Weiter, weiter verliert sich die Jagd.

Der jagt dem Hirsch, der jagt dem Eber nach ohne Ziel, von wilder Jagdlust getrieben eilt Jeder dahin. Heilwig ist Allen vorauf. Markgraf Otto nur allein blieb ihr zur Seite. Und die Pfade wurden dichter und verschlossener. Die Jagd zog sich mehr seitwärts davon. Die Beiden merkten es nicht. Das Thier, das sie verfolgten, war entkommen, einsam fanden sie sich; sie hatten den Weg, die Richtung verloren. Heilwig bemerkte es, sie kündete es lachend ihrem Begleiter an. Und der, der pries den Zufall, der es ihm vergönne, ihr Schutz, ihr Schirm, ihr Beistand zu sein. O, die erste Ueberzeugung, daß man vom Wege abgekommen, daß man sich verirrt, hat immer mehr freudig Beklemmendes, als Erschreckendes; die Hoff=

nung, ein Abentheuer zu erleben, hat im Anfange immer etwas süß Verlockendes, etwas Reizendes. Und die Beiden hatten sich ja so viel zu sagen, so Vieles zu vertrauen. Die Liebe hatte sich breit gemacht in ihren Herzen, jeder Blick, jedes Wort, jede Miene verrieth die Neigung und dennoch wagte Niemand, das süße Geständniß der Lippe anzuvertrauen; man suchte die Gegenwart durch ein Erinnern an vergangene Tage zu verschönen. Man sprach von der ersten gegenseitigen Begegnung in Prag; man rief das Kleinste der damaligen Zeit sich wieder in das Gedächtniß zurück. Jedes hatte dies und jenes zu bemerken. Die Liebe ist und war zu allen Zeiten gleich.

Weiter und weiter hatten Beide unbemerkt sich von der Gesellschaft entfernt, die Jagd war vergessen, die Stunden gingen dahin; sie waren abgestiegen, ließen die Rosse grasen und saßen auf kühlem Moos; glücklich plaudernd, glücklich sich fühlend. — Plötzlich schreckte der ferne Ton eines Jagdhorns sie aus den süßen Träumen; süß verwirrt sprangen sie auf, bestiegen ihre Rosse und eilten dem Jagdrufe zu.

„Wir haben die Jagd versäumt,“ rief Heilwig leicht erröthend, „man wird unserer spotten, daß wir kein Wild erlegt.“

„Um Gott, Ihr habet Recht,“ rief Otto glühend aus, „ich fürchte selbst, der Spott wird nicht fehlen, wenn anders uns St. Hubertus nicht ein Wild in unsre Bahn lenkt.“

„Nein, nein, wir können nicht so leer zurückkehren, ein Wild muß noch unser werden!“ Und dem Rosse die Sporen in die Seite setzend, jagte er dahin. „St. Hubertus! mit uns!“ rief er fröhlich singend, fröhlich jauchzend.

In diesem Augenblicke war es, als ob der angerufene Heilige den Nothruf vernommen habe; ein prächtiger Sechszehnender brach sich durch das Waldlaub Bahn. Das königliche Thier stutzte, als es den Fürsten sah und wendete dann sofort sich seitwärts ab; aber weniger scheu, als sonst die Thiere es zu thun pflegen.

„St. Hubertus ist uns günstig," rief der Fürst und jagte dem Thiere nach, das leicht, spielend weiter eilte.

Heilwig folgte. Plötzlich jedoch stieß sie einen leichten Schrei aus, als sie sah, wie Otto den Pfeil auf das Thier abzuschnellen im Begriff stand. Der Fürst schaute sich um.

In diesem Augenblicke drang von der entgegengesetzten Seite ein Reiter durch das Dickicht. Es war Kuno, der alte treue Diener des Hauses, der von Unruhe getrieben sich von dem Jagdgefolge entfernt hatte, um die Tochter seines Herrn aufzusuchen. Sein Nahen scheuchte das Thier zur Seite und Otto, es dadurch noch besser zum Schusse bekommend, legte auf's Neue den Pfeil auf den Bogen.

Heilwig und Kuno gewahrten es und riefen in Hast: „Schießt nicht dies Thier. Dem Heiligen gehörig!"

Doch Otto rief lachend: „Sollt ich solch köstlich Wild mir von der Fährte lassen?"

Das Thier, überhaupt weniger scheu, als die übrigen des Waldes, hatte den Kopf gewendet und schaute mit seinen schönen Augen den Verfolger an; als der Fürst, durch jenen Ruf sich mehr zur Jagdlust aufgestachelt, als abgehalten fühlend, den Pfeil sofort abschoß. Derselbe fuhr wohl gezielt dem Thiere zwischen das Geweih in das Haupt hinein — und blieb dort haften. Das Wild bäumte vor Schmerz hoch sich auf, dann aber jagte es, zum Tod getroffen, durch den Wald dahin.

„Es ist geschehen!" rief Heilwig jammernd.

Doch Otto jubelte: „Mir nach, mir nach, ein schöner Wild ward nimmer heut getroffen," und eilte dem Hirsche sofort nach.

Das Thier eilte in rasender Schnelle dahin; kaum vermochten die Jagenden ihm zu folgen. Jetzt ward plötzlich im Waldgrunde die Hütte eines Einsiedlers sichtbar. Das Thier stieß einen lauten, eigenthümlich klagenden Ton aus — und brach verendend vor der Thür der Hütte zusammen. In diesem Augenblicke trat der Klausner aus seiner Thür, er sah das Thier, er sah den daherstürmenden Fürsten und, gleich dem erzürnten Waldgotte, rief er dem Daherstürmenden in Zorn und Abscheu entgegen: „Zurück, entweihe nicht den Ort mit Deinen blutgetränkten Händen! Genügte Dir das Wild des Waldes nicht? Was that Dir dieses Thier, das ich gezähmt, und das von Allen ward geschont?"

„Verzeiht mir, Bruder!" lachte der jugendliche Fürst, „wie konnt' ich ahnen, daß ein Heiliger sich mit so profanen Vergnügen, wie es die Zähmung des Wildes ist, abgeben würde. Wie konnt' ich ahnen, daß dies Thier das Eurige?"

„Wurdet Ihr nicht gewarnt?" fragte mit donnernder Stimme der Eremit. „Heilwig und Kuno hätten nimmermehr das Thier erlegt. Ihr, Fürst, allein, Ihr thatet es in rasender Verblendung. Doch hört mich an, vernehmt, was Euch mein Mund verkündet: Wie Ihr dem Thier gethan, so wird auch Euch geschehen, ein Pfeil wird Eure Stirne treffen. Ihr werdet, tief verwundet, der Kirche Macht erkennen!"

Heilwig trat vor, sie war vom Pferde gesprungen, sie

warf sich dem Klausner zu Füßen und rief in flehendem Ton: „Um Gott, nehmt Euren Fluch zurück!"

Doch der Klausner wandte sich grollend ab und trat in seine Hütte zurück.

Otto aber ergriff der Jungfrau Hand und sprach: „Steht auf! Nicht geziemt es einer Fürstentochter noch länger vor dem grollenden Mönch zu knieen. Denkt nicht der Worte mehr! Gott ist nicht ein Gott der Rache und Bosheit; des Mönches Fluch, er ging schon in Erfüllung, doch nicht zum Fluch, zum Segen mir: ein Pfeil traf nicht die Stirne, er traf das Herz. Die Liebe hat mich tief verwundet; o laßt der Liebe diese Wunde heilen! — Seid ewig mein, Heilwig! — Seid mein für immer!"

Die Angeredete vermochte nicht zu antworten; hoher Purpur bedeckte Stirn und Wange, scheu und flüchtig sprang sie auf, leise rief sie noch: „Für immer!" schwang sich auf ihr Roß und jagte der jetzt näher und näher kommenden Jagdgesellschaft entgegen.

V.

> Was stets mir wirklich däuchte, war's ein trüglich Spiel?
> Ich habe lang geschlafen, daß es mir entfiel.
> Nun bin ich erwacht, und ist mir unbekannt,
> Was mir so kund einst war, wie diese meine Hand.
>
> Walter von der Vogelweide.

Das Jagdmahl war beendet; die Nacht längst eingebrochen. Ehrich ging in seinem Zimmer unruhig auf

und ab; still sinnend saß Otto am Tisch. Niemand sprach, Jeder hing seinen Gedanken nach.

Plötzlich blieb Ehrich vor dem Bruder stehen. Man sah es seinem Gesichte an, er hatte einen ernsten, schweren Kampf mit sich gekämpft. Er legte die Hand auf die Schulter des Sitzenden und sagte mit einer Stimme, die ruhig scheinen wollte, aber die die tiefere innere Bewegung nicht verbergen konnte: „Otto, laß es klar, laß es Tag in uns werden! Nicht soll die Welt es sagen, daß das Haus der Ascanier, das bisher ob seiner Eintracht hoch gepriesen stand, um eines Weibes Willen uneins geworden wäre. Laß es mich offen, laß es mich frei gestehen, ich liebte Heilwig, und es gab eine Zeit, wo ich glaubte, daß dieser Liebe nicht die Gegenliebe fehlte. Ich irrte! Was ich für Neigung hielt, war nur ein Wiederschein, ein Abglanz der Liebe, die dem Bruder galt. Gleich am Tage Deines Eintreffens hier ahnte ich diese Liebe. Stolz, Eigenliebe ließen mich dagegen ankämpfen, ich wollte ein Gut nicht fahren lassen, das ich schon als mein eigen zu betrachten angefangen. Und dann, laß es mich offen nur gestehen, ich hielt Dich dieses Schatzes noch für unwerth. Doch Dein Kampf mit Bernhard von Wölpke zeigte es mir, daß jene Gerüchte, die Dich bereits nicht sowohl als Minnesänger, sondern vielmehr als Ritter priesen, nicht gelogen. Du weißt das Schwert zu führen, wie das Wort. Du wirst des Hauses Glanz hier nie verdunkeln. Freiwillig entsage ich der Hand; mach' Heilwig glücklich und füge neuen Glanz zu unseres Hauses Krone."

„Mein Ehrich! mein Bruder!" rief Otto gerührt und umschlang den vor ihm Stehenden. „Wie beschämst Du

mich. Mein Mund war stets geschlossen, nie sprach ich von dieser Liebe zu Dir!"

„Und dennoch war dieselbe mir kein Geheimniß mehr," fiel Ehrich lächelnd ein. „Die Lieb' ist ewig blind, und glaubt die ganze Welt auch mit Blindheit geschlagen. Heut aber, bei der Rückkehr von der Jagd, sah ich, daß Eure Herzen sich gefunden und auch der Mund die Liebe wohl gestanden. Das Auge des Verschmähten blickt schärfer, denn die Liebe selbst. Zögere länger nicht, auch dem Vater, dem Herzoge, diesen Bund zu verkünden, er wird ihn segnen."

„Meinst Du?"

„Gewiß, er wird es, ja, sobald er hört, daß ich, dem er die Tochter gern gegeben hätte, sie nicht besitzen kann."

„Nicht besitzen kann?" fragte Otto ungläubig.

„Nun wohl," rief Ehrich ernst, „weil Dich, Dich allein nur Heilwig liebt und ich bereits mir eine andere Braut erkoren."

„Was hör' ich, Ehrich! Du?" rief Otto verwundert aufspringend. „O, nenne mir die Braut, der sich Dein Herz zu eigen hat gegeben."

Ehrich schwieg; er schaute den Bruder ernst feierlich in das fragende Auge, endlich sagte er voll Hoheit und Majestät: „Es ist die Kirche!"

„Wie! Was? Du willst?" fragte Otto.

Doch Ehrich fiel lächelnd ein: „Das Schwert mit dem Krummstabe vertauschen. Sei Du ein Fürst im vollsten Sinne des Worts; wahre unsre Rechte, wahre Dein, mein Erbe, das Dir nun mitgehören wird, und suche unsere Mark zu neuer Macht, zu neuem Ansehen zu erheben.

Mir laß das Reich des Herrn, mir laß das Wort; die Kirche sei mein Feld, die will ich zu erkämpfen, zu erobern suchen. Wir Ascanier waren nie des Papstes Schooßkinder, nie der Kirche groß gezogene Muttersöhne; auch dieses Reich muß unser werden; die Kirche darf nicht über oder neben uns herrschen, sie kann höchstens durch uns herrschen."

„Mein Ehrich, möchtest Du nimmer den Entschluß bereuen."

„Nie! der weltlichen Liebe habe ich entsagt; mein Herz hat keinen Raum für Frauenliebe mehr. Ein Ascanier kann nur ein Mal lieben — und nur ein Mal getäuscht werden. Leb' wohl! Ich gehe, um noch heut meinen Entschluß dem Herzoge mitzutheilen. Der Morgen schon soll mich im Schlosse nicht mehr finden. Leb' wohl!"

Und ehe noch der Bruder sich von seinem Erstaunen zu erholen vermochte, war er bereits zur Thür hinaus.

Andern Tages darauf reiste er gen Magdeburg.

Der Herzog aber nahm die gleich darauf angebrachte Werbung des ritterlichen Otto mit sichtbarer Freude auf; war er doch selbst dem heitern, frohen Minnesänger im Herzen mehr zugethan, als dem ernsten, düsterscheuen Ehrich; und überdies hatte ja auch Heilwig längst dem Vater ihre Liebe gestanden.

Nichts stand der Verbindung der Liebenden entgegen; ein Fest jagte das andere, bis endlich nach wenigen Wochen der Kirche Segen den süßen Bund der Herzen weihete und heiligte.

„O wie bin ich so unendlich glücklich!" jubelte die Fürstin, und warf sich an den Hals ihrer Jugendfreundin

Adelgunde, „möchte ich auch Dir recht bald die Myrthenkrone in das Lockenhaar flechten.“

Adelgunde machte sanft sich los aus der Umarmung und sagte sichtbar kalt: „Das wird wohl nie geschehen. Dir, der Hochgebornen, ward das seltene Glück zu Theil, nach inniger Wahl des Herzens verbunden zu sein. Mich wird wohl nie ein solches Glück treffen!“

„O sprich doch nicht so, liebe Adelgunde, Bernhard von Wölpke — —“

„Ha! woran mahnest Du mich!“

„Nun, liebtest Du ihn nicht? Wenigstens machtest Du es mir einst glauben.“

„Und dennoch gabst Du ihm die Schleife, ließest ihn Deine Farben tragen — und er muß noch jetzt zur Erinnerung an diese Schmach den Arm gelähmt und schwach fühlen.“

Die junge Fürstin schaute hoch glühend auf. Voll Ruhe und Majestät sprach sie: „Wie, Adelgunde, erfüllt Dich Deine Liebe mit so bitterm Haß. Dem, den man heilig liebt, dem reicht man öffentlich nie des Herzens Farben; jetzt freilich dürfte Niemand anders als mein Ehegemahl auch meine Farben tragen. Doch tröste Dich, der Arm ist bald geheilt.“

„Doch wird er nie so kräftig wieder werden als er früher war,“ fiel Adelgunde ein.

Heilwig lächelte: „Will er nicht deshalb auch ins Kloster gehen?“

Adelgunde ward bleich, zitternd hielt sie sich am Sessel fest; tonlos sprach sie: „Ja!“ — Doch gleich darauf, als bereue sie, das Wort gesprochen zu haben, rief sie wuthsprühend aus: „Du hast mein Herz vergiftet und

gebrochen, Dein Nahen bringt mir Tod, Verderben, wie Deines Gatten Pfeil dem Thier des Klausners brachte."

Mit diesen Worten eilte sie in Hast zur Thür hinaus.

Die junge Fürstin aber war erschrocken, bleich geworden; die Erinnerung an den Fluch des Einsiedlers machte ihr Herz erbeben. Still, unbemerkt eilte sie zur Hofburg hinaus, dem Walde zu nach der Hütte des Klausners. Sie fand ihn daheim; doch all ihr Flehen, ihr Bitten, den Fluch von ihrem Gatten zu nehmen, war erfolglos. Finster, grollend blieb der Heilige; stets die Worte wiederholend: „Mein Fluch wird ihm und seinem Lande ein Segen sein; ich kann ihn nimmer von ihm nehmen."

Unverrichteter Sache schwankte sie heim. Es war der erste Dorn in der Rosenkrone ihres Lebens, ihrer Liebe.

Bald darauf nahm das junge Paar Abschied von der väterlichen Hofburg. Otto eilte seiner Heimath, seiner Mark zu. Jubelnd wurde er und Heilwig überall empfangen.

VI.

> Wie soll man würdig sprechen von der Minne?
> Es rühmt sich keiner eines höhern Gutes;
> Wer ihrer pfleget, waltet guter Sinne,
> Minne thut dem Mann nicht arges Muthes.
>
> Otto mit dem Pfeil.

Jahre sind vergangen. Markgraf Otto sitzt mit seiner fürstlichen Frau, Heilwig, am Schachbrett. Spielleute

sind im Gemache aufgestellt, die ihre Weise bald laut, bald leise ertönen lassen. Die Fenster sind geöffnet, milde, warme Luft dringt in's Zimmer hinein.

Am Fenster lehnt ein ältlicher Mann, der mit ernsten, fast kummervollen Zügen auf das Paar schaut; dann wieder wirft er einen Blick auf den schönen, weiten, reich mit Wald umkränzten See, dessen Wellen an die Grundmauern des Schlosses anschlagen.

Es war Johann von Buch, der treueste Rathgeber des Fürsten.

Heilwig lachte jubelnd auf. Sie hatte die Parthie gewonnen. „Freut Euch, Buch," rief sie leicht hin spottend dem Greise zu; „öffnet Euren Säckel und zahlt. Ein Kleid ist mein, schöner, prächtiger, als ich es je besessen."

„Ja, ja, mein lieber Buch," fiel der Markgraf lachend ein, „die Parthie ist verloren. Ihr waret zugegen, als der Einsatz genannt wurde. Nun zahlt ihn aus. Ihr wißt es, die Markgräfin, meine liebwerthe Frau, ist ein arger Mahner."

Der Angeredete zwang sich zu lächeln, doch wollte es ihm nicht gelingen, ernst, gemessen, fast kummervoll rief er: „Die Truhen sind leer, der Schatz ist erschöpft."

„So füllt ihn wieder," sagte die Markgräfin. „Sagt dem Adel, sagt den Städten, Heilwig, ihre Fürstin, bedürfe eines neuen Kleides und mit Freuden werden sie die bisher geheim gehaltenen Säckel öffnen."

„Sie werden's nicht. — Das Land ist verarmt."

„O der ewigen alten Litanei," rief die hohe Frau, und stampfte dabei ein wenig mit dem kleinen niedlichen Fuß. „Gedenkt der Zeit, als ich zum ersten Male in die Marken kam, wie wurde ich da empfangen. Welche

Pracht, welchen Glanz trug nicht der Adel, die Städte, das ganze Land zur Schau! Und nun sollte alles Gold verschwunden sein!"

„Auch selbst der tiefste Brunnen wird ausgeschöpft, wenn nicht neues Wasser zuströmt," entgegnete mit einigem Unwillen Johann von Buch. „Verzeiht der kühnen Rede. Die Pracht, die Feste — —"

„Doch nicht etwa diejenigen, die wir gegeben?" fiel Heilwig mißmuthig verstimmt ein. „Sitzen wir nicht seit Wochen hier, einsam, wie vergraben in unserm Waldschlosse Werbellin? Redet nur von Verschwendung nicht. Ein Fürst, der kann und darf nicht zaudern, Pracht und Glanz um sich zu verbreiten. Und wollt Ihr es meinem Gatten, Euren Herrn, dem Markgrafen, verdenken, daß er von fern und nah die Gehrenden, die Minnesänger zu sich lockt? Ist er nicht selbst ein Meister des Gesanges? Sollte er sein Lied den Thieren unseres Waldes singen?"

„Und dann," fiel hier der Markgraf ein, „wer hat die Mark zu der Macht, zu dem Ansehen erhoben, in der sie jetzt steht? Wohl sind die Truhen leer. Aber wie viel der ruhigen Tage haben wir genossen? Waren unsere Feinde, die Pommern, die Polen, jemals ruhig? Wir haben ihre Macht gebrochen; wir haben den Sieg errungen! Wir haben durch Anlegung von Burgen unsere Grenzen befestigt; wir haben durch unsere Stimme den Kaiser Rudolph als Kaiser gekürt; wir wählten den Ottokar von Böhmen nicht, zu dem Verwandschaft und unser Herz uns zog; wir wählten den Habsburger, das Beste des Landes ins Auge fassend. Das Vaterland über Alles! Selten hat unser Schwert geruht und die wenigen Tage, die wir in Ruhe, in Freude und Lust verlebt, wollt

Ihr uns zum Vorwurf machen, und als Grund der leeren Truhe angeben? Nein, nein, Buch, Ihr seid alt geworden; Ihr waret stets meinem in Gott ruhenden Vater ein treuer, redlicher Diener; Ihr waret es mir auch bisher. Aber, wie gesagt, Ihr seid alt geworden. Ihr liebt die Ruhe; Ihr nehmt Anstoß an meinen Reisen, an meinen Freuden, meinen Vergnügungen. Ihr rechnet jede Schüssel mir nach, die ich mit Fürsten, Rittern und Sängern verzehre und jedes glänzende Kleid Eurer Fürstin ist Euch ein Greuel. Die Mark soll andern Ländern nicht nur durch Macht und Kraft gleich stehen, sie soll auch jenen schönen Ländern des Südens nicht nachstehen, in dem was Leben, Kunst und Poesie betrifft. Die Zeit geht vorwärts, Buch — —"

„Und ich bin alt," fiel der alte, treue Diener mit Schmerz und Bitterkeit ein. „Das Alter taugt zur Gefährtin der Jugend und der Manneskraft nicht; erlaubt, daß ich scheide. — Vergönnt dem Alter die Ruhe, die es bedarf."

Der Markgraf stutzte, als er die Worte vernahm, und zögernd fragte er: „Wie verstehe ich das, Buch?"

„So, Herr, wie meine Worte es klar und deutlich aussprechen," entgegnete Buch mit Festigkeit. „Euer in Gott ruhender Vater, Markgraf Johann, verschmähete meines Rathes nicht; er hatte mich erkannt in den Zeiten der Noth und der Trübsal, wo die Freunde rar wie Gold sind, — seine — meine Zeit ist dahin. Erlaubt, daß ich auf meine Stammburg mich zurückziehe — und gedenket Eures treuen Dieners, wenn ein Anderer seine Stelle mit frischerer, besserer Kraft und Umsicht verwaltet, nicht in Haß und Bitterkeit."

„Das sei ferne von mir," rief der Markgraf sichtbarlich bewegt und reichte dem alten Gefährten seines Vaters und seiner Jugend die Hand. „Ziehet in Frieden," sagte er, „ich glaube selbst, es ist so besser. Rasch und kühn ist mein Wahlspruch."

„Und diesen auszuführen, taugt das Alter nicht," lächelte Buch schmerzlich. „Mögen Euch die Heiligen gnädig sein; möge Gott die Mark beschützen." Er verbeugte sich und verließ in Eile das Gemach.

Der Markgraf schaute ihm sinnend nach. Er schwieg einige Zeit, holte tief Athem und sagte dann, sich zu der Gattin wendend: „Ich glaube doch, ich hätte ihn nicht sollen ziehen lassen. Er war ein treuer Diener, ein treuer Freund!"

Heilwig aber fiel, ihn schmeichelnd umfangend, ein: „er mag's gewesen sein; aber sein ewiges Knausern und Besprechen jeder unserer Handlungen wurde nach gerade doch zu unangenehm. Es scheint mir doch, es gezieme sich nicht, daß ein Diener so viel Macht habe, als er zu haben meinte. Was nützt uns die Macht der Krone, wenn man nicht Herr über den Säckel sein soll."

In diesem Augenblick hörte man Johann von Buch aus dem Schlosse reiten. Der Markgraf blickte ihm nach, eine lange, lange Zeit, bis er plötzlich eines andern Reiters gewahr wurde, der in sichtbarer Hast zum Schlosse kam. Der Markgraf stutzte; plötzlich rief er: „Schau, Heilwig, schau; ist das nicht unser geistlicher Bruder, ist das nicht der Domprobst von Magdeburg, ist's Ehrich nicht?"

„Er ist's!" hauchte Heilwig und wurde unwillkührlich bleich.

„Was mag der bringen?" fragte der Markgraf zerstreut.

„Des Guten viel gewiß nicht,“ sprach Heilwig. „Sein Nahen war nie heilverkündend.“

Otto sah die Gattin ernst erstaunt an, dann sagte er: „Wie kannst Du doch den finstern Ernst des Bruders stets so deuten. Danken wir ihm nicht unser Glück? Er ist mein Bruder und ein fester, ehrenwerther, wenn auch finsterer Character.“ Mit diesen Worten eilte er in Hast zur Thür hinaus, dem dahersprengenden Bruder entgegen.

Heilwig blieb sinnend, zornflammend zurück. Kalt, gemessen begrüßte sie den Eintretenden.

Und gewiß, Ehrichs Nahen war nicht glücklich, nicht heilverkündend. Seit Jahren bereits Domprobst zu Magdeburg, war sein Streben stets und ganz besonders darauf gerichtet gewesen, Bischof zu Magdeburg zu werden. Es lag diesem Streben nicht sowohl des Herzens eigener Ehrgeiz zum Grunde, als auch der Wunsch, das Ansehn der Mark als Bischof wesentlich befördern zu können.

Die Mark stand zu Magdeburg im gewissen Lehnsverbande. Die Abhängigkeit war den Fürsten ein besonderer Dorn im Auge. Wurde Ehrich Bischof, so konnte dieser Lehnsverband gänzlich aufgehoben — oder doch wenigstens so gelockert und gehandhabt werden, daß es einer Ablösung gleich kam. Darum war zumeist Ehrich als Domherr in Magdeburg eingetreten; darum war er seit Jahren Probst. —

Jetzt war der Bischofstuhl erledigt gewesen. Ehrich hatte mit aller Kraft, mit aller Macht nach demselben gestrebt. Er glaubte ihn schon zu besitzen, denn viele Stimmen des Kapitels waren für ihn — und jetzt war ihm ein anderer vorgezogen.

Sein Feind Bernhard von Wölpke, der gleichfalls in

das Stift zu Magdeburg mit ihm eingetreten, zugleich als Probst dort waltete, hatte sein Ansehn, seine Macht besser zu nützen gewußt und das Kapitel vermocht, den Günther von Schaalenberg als neuen Bischof zu erwählen.

Mißmuthig kam Ehrich jetzt zu dem Bruder, ihm sein Leid, seinen Aerger, seinen Verdruß klagend.

Und Otto war nicht der Fürst, der Bruder, diese Klagen gleichgültig zu vernehmen. Otto wandte sich sofort an das Kapitel, Rechenschaft ob der gethanen Wahl fordernd. Das Stift wies den Antrag mit Entrüstung zurück, leise andeutend, daß der Markgraf sich nicht in die geistlichen Angelegenheiten zu mischen habe. Otto aber erneuerte in bestimmteren Ausdrücken seine Forderung und der Bischof antwortete dadurch, daß er den Domprobst Ehrich aufforderte, sofort zurückzukehren.

Dies war den Brand zu lichter Lohe angeschürt. Otto rief seine Lehnsassen auf, er hörte auf keine Warnung, auf keine Bitte um Geduld; er wollte Kampf — das Schwert nur sollte entscheiden. Und ohne eine Kriegserklärung vorauf zu schicken, eilte er mit seinem Heere dem Magdeburgischen zu. Verheerte Städte und Dörfer — und Mord und Brand bezeichneten sein Nahen.

Der Bischof drohete mit Bann und Interdikt. Otto aber lachte der Drohung. „Saget dem Pfaffen," rief er dem Boten zu: „In Eurem Dome soll meinem Rosse der Hafer schmecken und würde mir selbst darum der Fluch des Pabstes zu Rom." —

Unaufhaltsam rückte er weiter. Schon war er Magdeburg nicht fern. Da ermannte der Bischof sich. Er, der bisher mit Aengstlichkeit den Kampf zu vermeiden gesucht, er forderte jetzt Ritter und Städte zur Gegenwehr auf.

In vollem Ornate schritt er zum Dome; nahm die Fahne des heiligen Moritz, Magdeburgs Schutzpatron, vom Altar — und hielt unter feierlichem Glockengeläut einen Umzug durch die Stadt. Ueberall zum Kampfe auffordernd, überall die Schmach verkündend, die der Brandenburger der Stadt und dem Stifte habe zu Theil werden lassen.

Und das Volk ermannte sich. Racheschnaubend durcheilte es die Straßen, griff zu den Waffen und die Fahne des heiligen Moritz vorauf, ging es in den Krieg, ging es in den Kampf. Es ward ein heißer Streit. Die Brandenburger, bisher an Sieg gewöhnt und ihrer Kraft vertrauend, hielten mit tapferm Muthe dem andringenden Feinde Stand. Wohl war derselbe an Zahl bedeutender, dennoch wich das kleine Heer des Fürsten nicht. Muthig kämpfte es, muthig stritt es. Schon war ein kleiner Vortheil errungen, schon schienen die Magdeburger zu weichen; doch wieder tauchte die Fahne des heiligen Moritz auf, die für einen Augenblick verschwunden; die Mönche riefen den Herrn in heiligem Liede an und der gesunkene Muth hob sich wieder kräftiger denn zuvor. Neue Schaaren drangen vor. —

Otto vernahm den Ruf: „Bei Frohse wird gar hart gestritten, die Unsern weichen!" und der Markgraf stutzte einen Augenblick; der Name klang so Unheil verkündend ihm in das Ohr, er wußte selbst nicht warum. Da gedachte er plötzlich des getödteten Hirsches des Heiligen, der ja sich der Heilige von Frohse nannte — und er wußte nun, warum der Name ihn plötzlich so unangenehm berührt hatte. Er spottete über sich selbst, ob der Furcht, die ihn einen Augenblick erfaßt und sein Roß der genannten Gegend zuwendend, jagte er dahin mit geschwungenem

Schwert, Tod verkündend, Tod bringend. — Es war zu spät! — Wohl rief er die in wilder Flucht schon begriffenen Schaaren zu neuem Kampfe auf, wohl stellte er sich selbst an die Spitze und eilte dem Feinde entgegen — es half ihm nichts. Die Flucht wurde allgemein, der Feind siegte. Otto sah und hörte es nicht, er wollte seinen eigenen Augen nicht glauben. Immer auf's Neue schwang er sein Schwert, bis er gänzlich sich umringt, entwaffnet, gefangen sah. — Magdeburg hatte gesiegt. Die Brandenburger flohen; ihr Fürst war gefangen.

O der Schmach! O des Schmerzes. Im Triumphe, verspottet und verhöhnt, wurde der Gefangene zur Stadt eingeführt. Bernhard von Wölpke trat dem gefesselten Löwen entgegen. Und als er den Muth und die Kraft des Gefangenen ungeschwächt, ungebeugt fand, da erwachte der alte Grimm, der alte Haß in doppelter Stärke wieder — und höhnisch rief er: „Heut, Fürst! mach ich die Schmach von damals wett; mein Arm ist wohl gelähmt, mein Geist doch ungeschwächt; gabt Ihr mich damals dem Gespött und der Verachtung Preis, werde Euch ein Gleiches nun zu Theil." — Hastig schritt er dahin, giftige Blicke noch oftmals auf den Gefangenen zurücksendend. Und er hielt Wort!

Was Haß, Spott, Verachtung und niedrige Rachsucht ersinnen konnte, geschah. Otto, der IV. Markgraf von Brandenburg, der ritterliche Fürst, der beste Minnesänger seiner Zeit, der geistreichste Fürst von vielen seiner Zeitgenossen, er wurde einem wilden Thiere gleich in einen aus eichenen Bohlen gezimmerten Käfig gesetzt und auf offenem Markte zur Schau ausgestellt.

VII.

Da sprach der von Berne, nun möcht
ich also gerne
Sein vor zwölf Jahren todt. Du hast
mich lassen in der Noth,
Daß ich besser wär' begraben. Zu wem
soll ich nun Trost haben.

Die Klage.

Der Markgraf ist gefangen! Dies Wort ging wie ein Brand durch die Lande. Das Haupt des Ganzen fehlte — überall entstand Verwirrung; überall war Schmerz und keine Hilfe. Im Unglück erst erkennt man seine Freunde.

Heilwig, die Markgräfin, fand, daß sie deren wenige habe. Unverhohlen mußte sie es hören, daß ihre Prunksucht das Land ausgesogen; ihre Anmaßung den alten treuen Johann von Buch entfernt habe. Selbst ihrer früheren Koketterie gegen Bernhard von Wölpke wurde gedacht und so auch ihr die jetzige Schmach des Markgrafen aufgebürdet. Man weiß es ja, wo sich das Unglück zeigt, fehlt es an Tadlern nicht und guter Rath ist selten dann zu finden. Die Markgräfin wankte trostlos im Schlosse Werbellin, dem Lieblingsaufenthalte ihres gefangenen Ehegemahls, umher, keine Hilfe wollte sich zeigen, alle Versuche, den Markgrafen aus der Haft zu lösen, waren gescheitert. Die eigenen Brüder verschmäheten es, Magdeburg auf's Neue mit Krieg zu überziehen.

In dieser Noth, in dieser Drangsal gedachte Heilwig des so tiefgekränkten, so schwerbeleidigten Johann von Buch. Finster grollend hatte der Greis sich zurückgezogen; finster

grollend weilte er auf seinem Schlosse. Wenn Jemand Rath und Hilfe wußte, so konnte er es nur allein sein.

Heilwig, die tiefgebeugte Gattin, machte sich auf, den Schwerverletzten zu versöhnen. Einer Büßerin gleich, trat sie vor den Greis. Doch selbst er wußte nicht Rath, nicht Hilfe. Wohl gedachte er der selbst erfahrenen Kränkung nicht mehr; er schien vergeben, vergessen zu haben. Doch Rath und Hilfe wußte er nicht. Tief gebeugt verließ sie den Greis; trostlos blickte sie gen Himmel. Und siehe, es sollte von dort her ihr Trost und Hilfe werden! Angstvoll hatte sie die Hände gerungen, angstvoll zagend aufgeblickt zum Bilde der Muttergottes. — Da ward sie plötzlich stiller, ruhiger. — Das Gebet hatte die Wogen des Herzens geebnet.

Mit sichtbarer Freude und Zuversicht erhob sie sich und rief begeistert aus: „Dank! dank! Dir, Du Himmlische, die den Gedanken mir gegeben. Wer wäre mehr berechtigt den Gatten zu erlösen, als ich selbst. Wo Männer zagen, will ich selber sprechen. Und Du, gnadenreiche Gottesmutter, wirst mir Kraft und Stärke geben, die Herzen zu erweichen und den Wolf im Schafskleide in seiner eigenen Falle fangen zu können. Gewiß, ich selber will gen Magdeburg ziehen. Niemand ahne es, Niemand wisse es, Muth und List und die Gnade der Heiligen möge mir nicht fehlen.

Der Entschluß war gefaßt. In das Gewand einer Cisterzienser-Nonne gehüllt, eilte sie zuerst gen Zehdenick. Die dortige Aebtissin des Stifts war seit Kurzem ihre frühere Jugendgefährtin Adelgunde, die verschmähete Liebe in das Kloster getrieben. Wohl hatte die Markgräfin seit vielen, vielen Jahren die Freundin nicht gesehen, doch ihr

stets ein freundliches Erinnern im Herzen aufbewahrt. Sie wußte es, daß Adelgunde, oder wie sie mit ihrem Klosternamen hieß, Alberta, mit dem Domprobst von Magdeburg Bernhard von Wölpke noch in Verbindung stand, und so hoffte sie von der Freundin Manches zu erfahren, was zu ihrem Vorhaben zu wissen gut und nöthig sein könne.

Sie traf die Aebtissin im Garten der Domina jenen prächtigen Epheustamm bewundernd, den die erste Aebtissin des Stifts bei Gründung des Klosters gepflanzt, und der die Giebelwände bereits ganz überrankt hatte.

Als die Markgräfin nahete, die die Aebtissin sofort erkannte, schritt dieselbe der Fürstin ernst gemessen entgegen. „Sei mir gegrüßt im Gewande des Herrn, im Gewande des Friedens; möchte nicht allein der äußere Leib mit geistlichem Kleide bedecket sein. Was führet Dich zu mir, Fürstin? Etwas Besonderes muß es sein, daß Du Deine eitle, weltliche Kleidung mit dem Büßergewande vertauscht hast; daß Du nach Jahren Dich gedrungen fühlst, die Gefährtin Deiner Jugend in ihrer klösterlichen Stille aufzusuchen."

„O, Adelgunde," rief die Fürstin.

Doch die Aebtissin fiel sofort ein: „Nicht Adelgunde mehr — Alberta ist mein Name, seitdem ich von der Welt geschieden."

„Nun, Schwester Alberta, denn," entgegnete Heilwig. „Ist Dir die Welt so gänzlich fremd geworden, daß Du nicht wissen solltest, was mir geschehen, welches Leid meinem Gatten, dem Markgrafen, betroffen?"

Die Aebtissin ließ den Blick einige Zeit auf der Sprecherin ruhen, dann sagte sie gemessen ernst: „Es ziemt

mir nicht, Kenntniß zu nehmen von den Streitigkeiten der Weltkinder. Täglich ziehen wir hinaus auf den Kapellenberg, beten dort und halten Umschau über das Land; erfreuen uns der Schönheit der Gegend, des Schmuckes der Natur in Blüthen und Bäumen und kehren still friedlich zurück in unsre Zelle; unberührt von den Lockungen der Welt, unbekannt mit den Streitigkeiten der Weltkinder."

Die Fürstin fühlte sich bei diesen Worten eisig berührt, dennoch bezwang sie sich und sagte mit Wärme: „Wer Dich hört, sollte nicht zaudern, Schutz hinter Deinen Mauern zu suchen; aber, Schwester Alberta, es ist bekannt genug, daß auch hinter Euren Mauern der Schmerz, die Versuchung, der Haß, der Neid und die Zwietracht wohnen. Wie jener Epheu dort, umzieht Ihr Euer Leben mit einem Schmuck, der ewig grün zu bleiben scheint; doch die Wand darunter ist zerbröckelt und wie dieselbe vom Sturm und Regen zernagt und zerfressen wird, sieht man nicht eher, als bis sie plötzlich in Trümmer zerfällt, ihren grünen Schmuck, ihre grüne Hülle mit sich im Sturze zerreißend. Auch Du, Alberta, bist der Welt nicht so fern, als Du es mir glauben machen willst; Du weißt, was mich zu Dir führt, welcher Schmerz mich bedrückt! Gedenke der Tage unseres jugendlichen Beisammenseins; gedenke der Zeit, da mein Herz der ersten Liebe entgegen keimte. O, ich weiß es, auch Dein Herz war nicht versteinert, auch Du fühltest, auch Du liebtest. Wäre doch auch Dir ein Glück der Liebe beschieden gewesen! Des Weibes Diadem ist die Liebe; ihr Glanz, ihr Purpurmantel die Ehe. Ohne Liebe sind wir nur halb; wir haben unser Dasein verfehlt. Mein Gatte, der Markgraf, ist gefangen und jene geistlichen Herren, die Vergebung,

Demuth und Liebe täglich lehren, nähren Haß, Neid und Rachsucht und verschmähen jeden gütlichen Vergleich. Der ärgste der Widersacher ist Bernhard von Wölpke. Jetzt vergilt er mir jene unglücklichen Tage des Turniers, wo mein in Jubel schwelgendes Herz nicht Thaten und Worte wägte. — Dein Wort, Dein Wunsch gilt viel bei ihm, drum komme ich zu Dir, Alberta, gieb mir Mittel, gieb mir Wege an, sein starres Herz zu versöhnen."

Die Aebtissin ging nach dieser Rede einige Schritte auf und ab; man sah, sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst, endlich blieb sie stehen und sagte: „Nun wohl, Du hast mich gemahnet an die Tage unseres friedlichen Beisammenseins zu denken; ich will vergeben, ich will vergessen. Vergessen, daß durch Deinen unzeitigen Scherz damals Du mir ein Herz entfremdetest, das, ohne Dein Zuthun, mir gegenwärtig vielleicht in treuer Liebe zugethan wäre; ich will vergessen, daß Bernhard von Wölpke mir einst nicht gleichgültig war und daß sein Zurückziehen mich hinter Klostermauern flüchten hieß. Du hast Recht! unser Kleid gleichet dem Epheu, unter dem die Wand nach und nach unbemerkt zerbröckelt. Ich habe gekämpft, ich habe gerungen bis mir endlich Ruhe wurde. Komm mit hinein in meine Zelle, dort in der Abgeschiedenheit, dort in der Stille wollen wir, unbelauscht von unberufenen Augen und Ohren, Deine Angelegenheit besprechen, die mir, wie ich es Dir gestehen will, nicht gänzlich fremd ist."

Mit diesen Worten führte die Aebtissin ihren Gast dem Kloster zu. Dort schüttelte Heilwig ihr Herz aus und vernahm den Zuspruch und den Rath ihrer Freundin.

Andern Tags aber in der Frühe machte die Fürstin sich auf und trat ihren Weg gen Magdeburg an.

Die Aebtissin schaute der Scheidenden nach und als der Wald dieselbe ihren Blicken entzogen, trat sie zurück in ihre Zelle. Hier angekommen, entrang sich ihrer Brust ein heiseres, dämonisches Lachen und voll Bitterkeit rief sie: „Thörin, die Du bist! Glaubst Du, weil ein Fürstenmantel Deine Schultern schmücke, werde Adelgunde ihrer Rache entsagen? Jetzt nahen die Tage der Erfüllung. Bittend nahest Du mir, in den Staub sollst Du sinken. Du hast Recht: Die Liebe ist des Weibes Diadem; mich hast Du dieses Schmuckes beraubt, Deine Koketterie, Deine Gefallsucht, Dein eitles Prunken raubte mir das Herz, das mir zu Theil geworden wäre. Meine Rache beginnt!"

Nach diesen Worten schritt sie längere Zeit unruhig in ihrer Zelle auf und ab; dann hieß sie einen der Klosterknechte, in einem der Seitengebäude wohnend, holen und unterredete sich längere Zeit mit demselben. Gleich darauf bestieg derselbe sein Roß und nahm seinen Weg ebenfalls gen Magdeburg zu.

Der Knecht hatte die Weisung erhalten, die Begegnung mit der Fürstin auf jede mögliche Art zu vermeiden; dabei aber sich so einzurichten, daß er wenigstens einen Tag früher als jene in Magdeburg ankäme.

Und der Diener vollführte den Auftrag nach bestem Vermögen. Nicht fern von Magdeburg jedoch hatte er das Unglück, daß sein Pferd ein Eisen verlor und in Folge dessen zu lahmen begann. Die Fürstin holte ihn ein und erkannte in dem Diener jenen jungen Burschen wieder, der bei dem oft erwähnten Turnier einen Preis gewann.

Sie redete ihn freundlich, herzlich an. Der Diener sah sich scheu, verstohlen um, und als er bemerkte, daß das kleine Gefolge der Fürstin zurückgeblieben war, näherte er

sich leise derselben und sagte flüsternd: „Hohe Frau! Ihr seid verrathen! Glaubt den Worten eines Knechts, der es nie vergessen, wie freundlich Ihr vordem zu seiner alten, kranken Mutter gewesen. Ich kann, ich mag Euch nicht verrathen. Ich habe dem Pferde mit Absicht ein Eisen genommen; Ihr müßt früher denn ich nach Magdeburg kommen, befolgt den Rath der Aebtissin nicht, thut das Gegentheil; sie haßt Euch!"

Die Fürstin erschrak, sie wollte sprechen, sie wollte fragen; doch der Diener bemerkte das Nahen des Gefolges, legte zum Zeichen des Schweigens den Finger auf den Mund und ließ sein Pferd stolpern. Fluchend sprang er ab von demselben und geleitete es, am Zügel führend, langsam zur nächsten Schmiede. Die Fürstin aber setzte ihren Weg, sinnend in Gedanken verloren, gen Magdeburg fort. Vor dem Thore stieg sie ab von ihrem Thier und wanderte einsam zur Stadt hinein.

VIII.

> Wer schlägt den Löwen? Wer schlägt
> den Riesen?
> Wer überwindet Jenen und Diesen?
> Das thut der, der sich selber zwinget.
>
> Walter von der Vogelwinde.

Im sogenannten Querfurter Hofe des Neumarkts hatte man den Käfig des gefangenen Fürsten aufgestellt. Dort, dem Spott des Pöbels und roher Söldlinge preisgegeben, saß, bewacht von den Lanzknechten des Bischofs, der unglückliche Otto. Eine Nonne, im Gewande der Cisterzienser, schlich vorüber. Ihr Fuß zauderte, sie schien ihn zu dem Gefangenen setzen zu wollen; aber die Roh=

heit, mit der so eben die Wache den Gefangenen behandelte, das wilde Geschrei der zuschauenden Weiber, das Brüllen der wüthenden Menge machte sie schaudern, sie eilte davon, indeß schmerzliche Thränen ihr heimlich von der Wange rollten. Es war Heilwig. „Durch List, durch Bestechung der Söldlinge ist eine Befreiung nicht möglich," hauchte sie vor sich hin. „Der schwere Gang, er muß gethan, er muß versucht werden." Langsam, zögernd wandte sie sich zur Wohnung des Domprobstes Bernhard von Wölpke.

Und als sie nun vor dem Gewaltigen stand, dessen Rache bisher nie geschlummert, da bebten einen Augenblick ihre Kniee und sie zog das Gewand tiefer über das Antlitz nieder. Doch nur einen Augenblick dauerte die Schwäche; alle Kraft zusammennehmend, trat sie einige Schritte vorwärts, senkte das Knie und rief im flehenden Ton: „Gnade! Erbarmen!"

„Steht auf! steht auf!" rief der Probst, der das Antlitz der Bittenden noch nicht gesehen und der da meinte, eine der zuweilen sich nahenden Büßerinnen vor sich zu haben. „Steht auf!" sagte er und setzte mit gleißnerischer Frömmigkeit hinzu: „Uns geziemet nur vor Gott zu knieen!"

Doch die Fürstin rief: „Nicht also! Hier ist mein Platz. Ihr allein vermöget meiner Bitte Gewährung zu Theil werden zu lassen; Ihr allein habt die Macht, sie zu erfüllen; Ihr vermögt es, dieses Herz in Freude jauchzen zu machen. Uebt Gnade! übt Barmherzigkeit!"

„Und bin ich nicht ein Diener der Kirche?" entgegnete der Probst mit Salbung, „wie sollte ich nicht Barmherzigkeit üben? Wir sind all zumal Sünder; doch steht auf! Verkündet mir, was Euch zu mir führt. Und steht

es anders in meiner Macht, wird Euch Gewährung Eurer Bitte werden."

Die Fürstin erhob sich vom Boden, sie schlug den dichten Schleier zurück, und stand voll Majestät und Hoheit vor dem Ueberraschten.

„Heilwig!" rief der Probst sichtbar erschrocken und überrascht, „Fürstin! was führt Euch zu mir, dem Diener der Kirche?"

„Und sagt mein Erscheinen nicht genug?" entgegnete die hohe Frau. „Seid Ihr es nicht, der meinen Gatten gefangen hält?"

„Ich? — der Bischof."

Heilwig lächelte verächtlich. „Glaubt Ihr, daß ich einen Fuß zu Jenem setzen werde, der jetzt den Bischofsstuhl einnimmt? Ihr seid es, der den Schwächling lenket, Ihr allein vermögt das Wort zu sprechen, das meines Gatten Kerker öffnet. O, Vetter! laßt mich heut noch ein Mal dieses Wort unserer Verwandtschaft brauchen. Ein demüthiges Weib steht vor Euch, die für ihren Gatten bittet. Werft Euren Haß, Euren Groll allein auf mich, die in kindischem Uebermuth Euch vordem nicht wissentlich gekränket. Seid ein wahrer Diener der Kirche; gebt den Markgrafen frei!"

„O Heilwig," sagte der Heuchler und trat der schönen Frau einen Schritt näher; „wie seid Ihr so lieblich erblüht zur schönsten Rose. Müßt ich nicht bei Eurem Anblick vor Schmerz vergehen, daß solch ein Schatz mir nicht geworden und müßte ich den, der ihn erhalten, nicht den Tod in jeder Gestalt gönnen?"

Die Fürstin glühte auf, ein bitteres Wort schwebte auf ihrer Zunge; doch sie bezwang sich und sagte, die

Augen senkend: „Vetter, das Kleid, das Ihr erwägt, macht solche Wünsche schweigen; doch habt Ihr wirklich jemals Neigung für mich gefühlt, war es wirkliche Liebe, die Euer Herz für mich gefühlt; o so könnt Ihr auch nimmer tiefen Haß, tiefe Bitterkeit hegen. Die Liebe vergiebt, die Liebe duldet; die Liebe ist im Verzeihen groß. Noch ein Mal, Vetter! nicht die Fürstin, ein Weib kniet und bittet Euch: gebt den Gatten frei. Euer Wort gilt Alles; Ihr vermögt das Kapitel zu Allem zu bestimmen. Seid Mensch, seid Christ und laßt mich nicht vergebens flehen!"

Heilwig war in diesem Augenblicke unbeschreiblich schön. Der Probst starrte sie an; er schien mit sich zu Rathe zu gehen, dann sagte er plötzlich: „Nun wohl, Ihr sollt mich nicht vergebens gebeten, nicht an meine Christenpflicht mich erinnert haben. Zieht heim in Ruhe und Vertrauen. Was mein Wort vermag, soll geschehen. Morgen, wo das Kapitel sich versammelt, will ich meine Stimme zu Gunsten des Gefangenen erheben — und wenn anders noch Christensinn und Christenliebe in den Herzen meiner Mitgenossen ist, so werden sie der Schmach nicht mehr gedenken, die der Fürst der Kirche angethan; sie werden vergessen und ihn, gegen ein mäßiges Lösegeld, frei und ungehindert ziehen lassen! Eilt heim!"

„Ich habe Euer Wort," sprach Heilwig erfreut, „dem vertraue ich! Bernhard von Wölpke brach dasselbe nie, nehmt meinen Dank."

Mit diesen Worten schickte sie sich zum Fortgange an. Sie senkte den Schleier nieder.

Der Probst aber sprach, sie zur Thür geleitend: „Lebt wohl. Möchte Otto ganz erkennen, welchen Schatz

er an Euch besitzt; gedenket meiner freundlich in der Ferne."

Mit diesen Worten trat er zurück; er war allein. Die Falte der Demuth, die er seinem Gesicht bisher zu geben gewußt, war verschwunden, Haß und Verachtung gewannen wieder die Oberhand. Hämisch lachend sprach er vor sich hin: „Du Thörin! glaubst Du, ich würde je der Schmach vergessen, die Du mir angethan? Wie ich Dich einst geliebt, so hasse ich Dich und Deinen Gatten jetzt. Bernhard von Wölpke brach noch nie sein Wort; er wird es Dir auch morgen halten."

Jetzt ging die Thür auf's Neue auf und herein trat der Bote, den Alberta abgesendet. Der treue Knecht hatte es wohl so einzurichten gewußt, daß er erst nach dem Besuche der Fürstin bei dem Probste eintraf. Jetzt richtete er getreulich seine Botschaft aus, und verkündete dem Probst, daß die Fürstin anwesend sei und die Absicht hege, den Bischof um die Freilassung des gefangenen Fürsten anzuflehen oder durch Bestechung und List seine Flucht zu versuchen.

Dies ließ Alberta melden und forderte den Freund auf, diese Pläne und Absichten zu hintertreiben. Der Fürstin hatte sie gerathen, so zu handeln und versprochen, wenn der Plan fehlschlagen sollte, später selbst gen Magdeburg reisen zu wollen, um Bernhard von Wölpke zur Befreiung des Fürsten zu vermögen.

Der Probst vernahm die Meldung des Boten, er verschwieg demselben, daß die Fürstin bereits bei ihm gewesen; er gab vielmehr dem Boten die Weisung, die Fürstin aufzusuchen; ihr unbemerkt auf Tritt und Schritt zu folgen und ihm von dem, was sie gethan, treulich Nachricht zu bringen.

Der Bote versprach dem Auftrage nachzukommen. Er entfernte sich; suchte die Fürstin heimlich auf und verkündete ihr, welch ein Auftrag ihm geworden. Die hohe Frau erkannte daraus mit Schmerz, wie falsch, wie schlecht die einstige Freundin Alberta gegen sie gehandelt und wie wenig sie den Worten des Probstes zu trauen habe. Doch der Muth entsank ihr nicht.

Sie gab dem treuen Boten auf, dem Probste am Abend zu verkünden, daß sie Niemand weiter, als nur ihn allein besucht habe, vielmehr nach kurzer Erholung die Stadt bereits verlassen habe. Getreulich that der Bote wie ihm gesagt.

Die Fürstin jedoch eilte zu einem Thor hinaus, um durch ein anderes sofort wieder einzukehren. Sie setzte ihren Fuß jetzt nach und nach von einem Probst zum andern, von einem Domherrn zum andern. Nur den Bischof besuchte sie nicht.

Jeden der Herren suchte sie glauben zu machen, daß er der einzige sei, dem sie die Ehre eines Besuches würdige. Den einen gewann sie durch ihre Liebenswürdigkeit, den andern durch kostbare Geschenke. Eines jeden Schwäche wußte sie zu benutzen. Alle versprachen, die Freilassung des Fürsten zu befürworten.

Und als der Tag erschienen war, als das Kapitel versammelt, hub Bernhard von Wölpke seinem gegebenen Worte gemäß zu sprechen an. Seine Worte trieften von Oel und seine Rede war süß wie Honigseim. Zum ersten Mal gedachte er des gefangenen Fürsten scheinbar in Liebe. Erinnerte daran, wie er als ein Verwandter desselben, als Diener der Kirche nicht länger zu zögern vermöge. Er wünsche Verzeihung, Liebe und Nachsicht zu üben und

meine, daß es Zeit sei, den Gefangenen gegen Lösegeld loszugeben.

Staunend erhob sich der Bischof. Er lobte den Probst ob seiner Demuth, seiner Christenliebe, doch hier müsse die Liebe schweigen, das Ansehen der Kirche sei gefährdet. Otto sei ein Feind der Kirche, nimmer werde er Frieden halten.

Dies hatte Bernhard von Wölpke erwartet. Mehr und mehr schwand die Maske der Demuth von seinem Gesicht und der alte Haß, der alte Groll trat wieder hervor.

Hämisch lachend ließ er seine Blicke über die Versammlung schweifen. Doch siehe, hier traf ihn das gänzlich Unerwartete; Alle schienen jeden Haß, jede Rache vergessen zu haben. Ein Probst nach dem andern, ein Domherr nach dem andern sprach zu Gunsten des Gefangenen, und als es zur Abstimmung kam, ward die Freilassung des Fürsten von allen mit Ausnahme des Bischofs genehmigt. Dies Ergebniß war wohl allen gleich unerwartet, doch Jeder machte gute Miene zu bösem Spiel; Niemand ließ ahnen, daß ihn ein Weib überlistet; nur Bernhard von Wölpke gab das Spiel noch nicht gänzlich verloren.

Der Fürst wurde vorgeführt. Mit Ketten belastet, einem Verbrecher gleich, trat er ein. Doch sein Muth war ungebeugt. Man machte ihm mit dem Ergebniß der Abstimmung bekannt; er sollte frei gegen ein Lösegeld werden. Doch auch diese, ihm gänzlich unerwartete Nachricht vermochte den Gefangenen nicht, einen Ausruf der Freude zu entlocken. Er blickte ernst, voll Hoheit die Versammlung an, und sprach voll Majestät: „Und welche Summe öffnet mir den Riegel meines Kerkers?“

Bernhard von Wölpke neigte sich zum Ohr des Bischofs und flüsterte: „Die Mark ist arm, sein Säckel leer, fordert 4000 Mark. Er kann sie nimmer zahlen, und muß auf's Neue der Unsrige werden."

Der Bischof folgte dem Rath. Otto erhielt seine Freiheit. Er verpfändete sein Ehren= und Fürstenwort, binnen drei Monden 4000 Mark Silber zu zahlen oder sich freiwillig nach dieser Frist als Gefangener wieder zu stellen.

Otto gelobte es. Die Ketten fielen, er war frei. Frei kehrte er zurück in die Mark, in die Arme seiner Gattin, deren kühne That, deren schlaue List er erst daheim erfuhr. Wie liebte er die Frau! die Solches für ihn gethan. Doch auch die geistlichen Herren erfuhren, wie sie Jeder einzeln überlistet wurden, sie schämten sich und nahmen ihre Rache an Ehrich, den Domprobst. Er wurde von Magdeburg verbannt.

IX.

> Also kam der Fürst und Herre
> Mit Gottes Hilfe allda zu Lande,
> In sein Gut und in sein' Ehre.
>
> Heinrich der Löwe.

Zwei Monden sind seit dem Erzählten vergangen. Der Markgraf ist frei, aber noch sind immer jene 4000 Mark nicht bezahlt, und die Aussicht, dieselben zur gesetzten Frist herbeischaffen zu können, schwindet mehr und mehr. Das Land war verarmt, Städte und Dörfer vermochten keine neue Abgabe zu ertragen. Freiwillige Gaben gingen nicht ein, denn Ritter, Bürger und Volk fanden in der früheren Verschwendung, in dem früheren Luxus des Mark=

grafen den Grund der jetzigen Verarmung. Grollend, wo es Hilfe galt, zogen die Ritter sich auf ihre Burgen zurück, und dasselbe, das Heilwig früher empfunden und erfahren, daß in Zeiten der Noth Freunde rar wie Gold und Edelsteine seien, sollte der Markgraf auch jetzt erfahren. Traurig, mißmuthig schritt derselbe in seinem Schlosse umher. Kein Laut der Erbitterung oder der Verwünschung entfuhr seinen Lippen. Die leise Anspielung seiner Gattin, dem Lande die Entrichtung der Summe aufzubürden, wies er mit Entschiedenheit zurück.

„Nicht also," rief er, „hab ich gefehlt, so will ich die Folgen der Verirrung allein auch dulden und tragen. Nicht soll das Land mir fluchen. Der Adel will nichts geben, die Städter, das Land soll nichts geben und die reichen Priester, die von Gold strotzenden Klöster — —"

„Um Gott," fiel der anwesende Ehrich und Heilwig ein, „nur nicht der Kirche nehmen!"

„Und würde es der Kirche schaden, wenn sie einen kleinen Theil ihres Ueberflusses zu meiner Erlösung verwendete?" lächelte spöttisch der Markgraf. „Bedarf das Wort des Herrn des eitlen Glanzes? Doch seid ruhig! Nicht mag ich einen neuen Brand in dieses Nest werfen; ich will der Kirche kein neues Aergerniß bereiten und schwache Gemüther kränken oder wohl gar zum Unglauben verleiten. Das sei ferne. — Das Heilige, das Wort des Herrn, ist mir ein köstlich, unbezahlbar Gut, so mag die kostbare Schaale, der Chorrock, auch von mir unbehelligt bleiben. Die Mark ist arm — das Geld nimmer herbeizuschaffen, das wußten die Pfaffen in Magdeburg wohl, doch nimmer sollen sie sagen können: Markgraf Otto, aus dem Hause der Ascanier, habe sein Wort gebrochen. Ein

Fürstenwort, und wäre es selbst dem Feinde in der Noth gegeben, darf nie gebrochen werden; ich kehr' zurück in meine Haft."

Heilwig schrie auf und Ehrich trat einen Schritt erstaunt zurück, indem er sagte: „Das behüte Gott und die Heiligen."

Otto jedoch entgegnete voll Hoheit: „Glaubst Du, die Heiligen werden ein Wunder thun? Sieh, dort am Fenster steht der treuste Diener meines Hauses, Johann von Buch, er schweigt. Er kennt die Lage des Landes; er weiß keine Hülfe. Oft hat sein strafender Mund mich gewarnt, oft hat seine Rede mich verletzt, wenn er mein Handeln tadelte; er hatte Recht. Komm her, mein treuer Buch; ich hab Dich oftmals schwer gekränkt, nicht allein durch mein Handeln, auch durch mein Reden. Du warest stets der Treuste meines Hauses, hätt ich Dir mehr gehört, ich duldete diese Schmach jetzt nicht. Ich kehre zurück. Nimm Dich des verwaisten Landes an. Zu Dir hat Volk und Adel noch Vertrauen und wenn anders Jemand die Mark aus ihrer Drangsal zu befreien vermag, so bist Du es allein. — Mich laßt gen Magdeburg ziehen."

Johann von Buch hatte die Rede seines Herrn mit sichtbarer Rührung vernommen, eine Thräne rollte dem alten Manne unbemerkt von der Wange herab; endlich sagte er: „Es ist geschehen, was ich gefürchtet, was ich gehofft. Die Tage der Drangsal und des Leidens haben meinem Herrn die Augen geöffnet und so glaube ich, meinem in Gott ruhenden Herrn nicht zuwider zu handeln, wenn ich die Drangsal ende. Auf, Fürst! der Herr hat unser Gebet erhört! folgt mir, ich weiß Rath und Hülfe."

Die Anwesenden staunten einen Augenblick den Greis

an; sie trauten ihren eigenen Ohren nicht. Verwirrt, befangen fragten sie. Doch Johann von Buch ließ sich auf keine weiteren Erörterungen ein; er bat, ihm zu folgen und setzte ernst, gemessen hinzu: „In Leid, in Freud' gedenket dieses Tages."

Die Pferde wurden gesattelt und fort ging es nach Angermünde zu. Dort angekommen, führte er den Markgrafen und seine Begleiter zur Kirche. Dicht vor derselben stand ein junger Lindenbaum, der seine Zweige und Blätter gar prächtig entfaltet hatte. Buch blieb bei demselben stehen. „Diesen Baum," sagte er, „pflanzte Euer Vater mit eigener Hand und wie er gegenwärtig grünet und blühet, so möge immerdar Euer Haus und die Mark grünen und blühen und wie er seine Zweige mehr und mehr entfaltet, so möge auch die Mark sich entfalten zu neuem Glanze, neuer Kraft. Hier mit diesem Baume ist ein Geheimniß verbunden, ich bin der einzige Lebende, der dasselbe kennt und ich mußte Eurem Vater, meinem in Gott ruhenden Herrn, einen hohen Eid leisten, nur in der Stunde der größten Noth dasselbe zu verrathen. Diese Stunde glaube ich, ist gekommen. Hier diesem Baume gegenüber laßt uns in die Kirche gehen."

Und man trat ein. Jetzt bemerkte man, daß an dieser Stelle sich in der Kirche ein Gewölbe befinden müsse, da die Mauer der Kirche unmöglich von solcher Stärke sein konnte, als es ohne genaue Betrachtung geschienen. Johann von Buch schlug mit dem Knauf seines Schwertes an die Mauer. Sie klang an dieser Stelle dumpf und hohl. Er ließ ein Loch in dieselbe schlagen, die Steine wegräumen — und eine hohe, ganz mit Eisenblech beschlagene Thür ward sichtbar. Man öffnete dieselbe und

trat in ein ziemlich geräumiges Gewölbe. In demselben befand sich nichts. Nur am äußersten Ende desselben ward man eine neue Thür gewahr, durch diese trat man in einen niedrigen Gang. Und als man endlich auch diesen durchschritten, trat man in ein ungefähr zwölf Fuß langes düsteres, ganz von Felssteinen erbautes Gewölbe.

Hier fand man einen, gleich einem Troge, aus einer Eiche gehauenen, ziemlich großen Kasten, dessen Deckel, wohl mit eisernen Bändern versehen, nur mit Mühe abgehoben werden konnte. Als es geschehen, fesselte Staunen und Verwunderung jede Lippe. Ein ungeheurer Schatz zeigte sich den erstaunten Blicken. Der Kasten war mit Silberbarren angefüllt.

Endlich brach Johann von Buch das Schweigen. „Diesen Schatz," sagte er, „legte Euer Vater hier nieder mit der Weisung, daß ich denselben Euch, oder Euren Nachkommen ausliefern sollte. Käme dieser Tag nicht, sollt' ich das Geheimniß mit in das Grab nehmen. Der Tag des Leidens ist gekommen, rettet Eure Ehre, rettet die Mark!"

Otto drückte schweigend dem Greise die Hand. Heilwig aber warf auf die Knie sich nieder und betete zur heiligen Jungfrau; bis endlich Alle ihrem Beispiel folgten.

Wenige Tage darauf ritt der Markgraf gen Magdeburg.

Und als er dem erstaunten Kapitel die geforderte Summe ausgezahlt und die wuthkochenden Blicke des Probstes von Wölpke sah, da erwachte der alte Hochmuth, die Schadenfreude wieder in dem Herzen des Markgrafen und spöttisch lächelnd sagte er: „Ihr Herren, wie wißt Ihr doch den Werth eines Fürsten so wenig zu messen.

Hoch zu Rosse sitzend, hättet Ihr mich heißen sollen, Roß und Reiter mit Gold bedecken. Gehabt Euch wohl, Ihr Herren, Ihr gabt mir schlecht Quartier — drum sollen auch in künftigen Fällen meine Rosse in Eurem Dome rasten." Mit diesen Worten ritt er lachend von hinnen. Rachebrütend schauten die geistlichen Herren ihm nach.

X.

Ich bin auf einer Fährt',
Von der mich nichts wenden mag.
Der Hardegger.

War nun das Glück zurückgekehrt? Waren die Tage der Ruhe und des Friedens nun gekommen? Sang Markgraf Otto jetzt seiner Heilwig Minnelieder, wie er sie derselben vordem gesungen, und die ihr so berührt gemacht haben — und um seine Schläfe den unvergänglichen Kranz des Dichters wanden?

Nicht also! — — Es war still und öde in seinem Herzen. Noch war Ehrich nicht Bischof; verbannt weilte derselbe noch am Hofe des Markgrafen. Der Gedanke an die erlittene Gefangenschaft nagte unaufhörlich in der Brust des Markgrafen und die Erinnerung, daß nicht ein Mann, sondern ein Weib, und wenn dies Weib auch seine eigene Gattin war, ihn befreit, machte sein Herz beben und sein Auge finster. Kein Lied entrang sich seiner Brust und die fahrenden Sänger, die sonst so oft zu ihm kamen,

nahmen einen Umweg und mieden das Auge des finster Brütenden.

„Jetzt fühle ich's," sprach der Markgraf oft, „ein Pfeil hat meine Brust verwundet, so daß sie nimmermehr genesen kann."

Plötzlich jedoch kam die Nachricht, daß der Bischof Günther von Schaalenberg sein Amt niederzulegen beabsichtige und viele Domherren nicht abgeneigt seien, den verbannten Ehrich auf den Bischofsstuhl zu berufen. Bernhard von Wölpke nur mit seinem Anhange stand der Wahl entgegen, der selbst danach strebte, den erledigten Sitz einzunehmen.

Jetzt galt es einen kühnen Wurf; jetzt oder nie durfte Otto hoffen, das dem Bruder gegebene Versprechen, ihn zu dem Bischofsstuhle zu verhelfen, einzulösen. Rasch und kühn versammelte er sofort seine Insassen um sich, und zog mit gewaltigem Heere nach Magdeburg dahin. Diesmal war Niemand da, der die Fahne des heiligen Moritz zu entfalten wagte; der Bürger Muth war erkaltet, der oftmaligen Fehden müde, leisteten sie nur geringen Widerstand; zumal auch Ehrich durch seine Gerechtigkeitsliebe, durch seinen ernsten, rechtschaffenen Wandel sich vieler der Bürger schon ehedem geneigt gemacht hatte. Genug, siegreich drang Otto vor. Bei Staßfurt ward er von einem Pfeilwurf verwundet, der Pfeil drang tief in die Stirn ein und konnte nicht daraus entfernt werden. Die Spitze desselben blieb in der Stirne haften. Otto achtete es nicht. Als Sieger zog er in Magdeburg ein.

Ehrich ward zum Bischof erwählt. Das Ziel war erreicht. Der Sieg mit dem besten Erfolge gekrönt. Bernhard von Wölpke war geschlagen und vermochte es

nie wieder sich zu Macht und Ansehn zu erheben. Ehrich war Bischof von Magdeburg und die Mark empfand den Segen eines befreundeten guten, gerechten Seelenhirten.

XI.

Man wird nicht anders denken
Als ich sei aus der Welt;
Zu Gott will ich mich lenken,
Er mach's wie's ihm gefällt.

Heinrich der Löwe.

Monden sind vergangen. Otto der Sieger ist längst heimgekehrt in seine Mark; doch der Pfeil, er haftet noch in der Stirn, und keine Kunst vermag ihn von dort zu entfernen. Ein unausgesetzter Schmerz betäubt den Markgrafen. Niemand weiß Rath; Niemand weiß zu helfen. Unausgesetzt ist Heilwig, die hohe Frau, um den Kranken beschäftigt. Jetzt erst zeigt sich ihre unendliche Liebe, ihre ächte Weiblichkeit in ganzer Größe; jetzt erkennt es der Markgraf, welchen Schatz er sich erworben. In dieser Zeit war es, daß der Markgräfin die Botschaft wurde, daß die Aebtissin Alberta zu Zehdenick dem Tode sich nahe fühle und noch ein Mal die Jugendfreundin zu sehen und zu sprechen wünsche. Eine Schuld, ein drückendes Geheimniß laste auf der Brust der Sterbenden und mache den Tod ihr so schwer.

Heilwig war sofort bereit, den Wunsch zu erfüllen. Sie vergaß, wie die Aebtissin einst gehandelt. Sie fand

dieselbe matt und krank auf dem Lager. Mühsam richtete sie sich auf und sagte mit Anstrengung zu der Stehenden: „Dank! dank! Nun werde ich ruhiger sterben. Ich gedachte es böse mit Dir zu machen; der Herr aber hat es gut gemacht. Des Weibes Schmuck und Diadem ist nur die Liebe, so sprachst Du einst. Dieses Schmuckes bin ich nie theilhaftig geworden. Meine Liebe hat sich in Haß verkehrt, aber die Liebe währet ewig, während der Haß unser eigen Herz verzehrt. Dein Ruhm, Dein Glück dringt durch die Lande; Du wirst gepriesen, ich sterbe von den Furien der Verzweiflung durchwühlt — eine Mörderin. — — Ha! Du erschrickst, Du denkst, es sprächen Fieberphantasien aus mir. Wende Dich nicht ab — ich spreche in Wahrheit — die Rache machte mich zur Mörderin! — Als Du gen Magdeburg zogst, als Du hier von meiner Zelle schiedest und ich Dir Freundschaft und Liebe heuchelte, da sendete ich Dir einen Boten nach — —"

„Um Gott, was ist mit dem?" fiel die Markgräfin ein, „seiner Treue verdank' ich viel."

„Diese Treue brachte ihm den Tod," hauchte die Sterbende. Sie schwieg, — nach einiger Zeit fuhr sie fort, da sie sah, daß die Markgräfin vor Schmerz und Trauer die Stille nicht unterbrach, „Bernhard von Wölpke erfuhr seine Treulosigkeit. Er forderte mich auf, er verlangte es, daß ich den Ungetreuen bestrafe — und ich that es. Ich ließ den Unglücklichen in den tiefsten Kerker unsers Klosters werfen, aus dem der Tod nach unendlichen Qualen ihn erst erlöste. Seitdem geht sein Geist um. In jeder Nacht naht er sich mir und läßt mich nimmer schlafen. Ich höre sein Winseln, sein Klagen und Jammern; ich höre ihn mit den Händen die Wände kratzen

und vernehme sein Todesröcheln. Keine Nacht ward mir Ruhe seit jener Zeit. — Fluche mir nicht. Diese meine Beichte war meine Buße, die ich mir selbst auferlegt. Dir allein wollte ich mein Herz öffnen — es ist geschehen — ich sterbe ruhiger — ich sterbe versöhnt, so Du mir Vergebung zu Theil werden lässest."

Heilwig beugte sich zu der Sterbenden nieder, sie berührte mit ihren Lippen die Stirn der Fiebernden und sagte mit himmlischer Ruhe und Demuth: „Ich vergebe Dir — sei Dir der Himmel gnädig."

Ein sanftes Lächeln glitt über das Antlitz der Sterbenden, sie hatte sich zurückgelehnt, matter wurden ihre Athemzüge, leise sprach sie: „Die Wand, die der Ephen überwucherte, und die so fest und dauernd schien, bricht zusammen. Der Friede wohnt nicht hinter Klostermauern, er wohnt nur in der eignen Brust. Die Liebe nährt, der Haß verzehrt — Gott schütze Dich — mir sei die Heilige gnädig."

Schwächer und schwächer waren die Worte geworden. Ein banger schwerer Seufzer noch — und die Seele war aus dem Körper geschieden. — Alberta war entschlafen. Friede ihr!

XII.

Es nahet, daß ich scheiden muß.
Wie soll ich mich der Freud' erwegen?
Ich entbiete allen meinen Gruß,
Daß ihrer der Höchste möge pflegen.
In Güte biete ich allen die Hand,
Nun ich mein Urlaub von ihnen habe;
Mein Wille steht zu Christus Grabe.

Der Burggraf von Linnz.

Heilwig kehrte tief erschüttert nach Berlin zurück, wo der Markgraf sich dazumal aufhielt. Als sie in das Gemach des Kranken trat, fand sie einen Greis, in dem Gewande eines Klausners, an dem Lager desselben. Sie erschrak, als sie des Greises ansichtig wurde, sie fürchtete, der große Schmerz, die Krankheit ihres Gemahls sei gefährlicher geworden in ihrer Abwesenheit; doch als sie in dem Klausner jenen Eremiten erkannte, dessen Hirsch von Otto's Pfeil getödtet wurde, und dessen Fluch und Vorhersagung nur zu getreu in Erfüllung gegangen, ließ sie ihre Blicke voll Erstaunen bald auf dem Eremiten, bald auf dem Gemahl fragend ruhen. Letzterer jedoch reichte ihr freudig die Hand und sagte: „Der Pfeil aus meiner Stirn, er schwindet mehr und mehr. Jene Wunde, die ich vor Staßfurt erhielt und wenig achtete, sie wurde schlimmer und schlimmer. Der Pfeil senkte tiefer sich in die Stirn, bis er zuletzt den ganzen Menschen krank und dem Tode nahe machte. Niemand vermochte mir Heilung angedeihen zu lassen; kein Arzt wußte zu helfen; schlimmer und schlimmer wurde mein Zustand, dem ich hätte erliegen müssen, wenn nicht Deine Treue, Deine Geduld, Deine Pflege, meine Heilwig, mir das Leben erträglich ge-

macht hätte; bis nun vor wenigen Tagen dieser fromme Mann, dem ich in tollem Uebermuthe einst sein liebstes Thier verwundete, zu mir trat, meine Stirn mit Balsam kühlte und mich dem Leben wieder zu geben verspricht."

„Mein Vater!" rief Heilwig, voll Rührung und Dankbarkeit aus und beugte ein Knie vor dem frommen Mann, „wie beschämt Ihr uns. Ihr bringt Segen und Rettung, wo Ihr fluchen könntet."

„Die Rache ist mein! spricht der Herr!" entgegnete der Greis, „der Pfeil, der Euch verwundete, war nicht jener, den mein Balsam bald entfernt haben wird, es war der Hochmuth, es war die Sünde. Der leibliche Schmerz machte die Seele gesunden. In der Stille des Krankenlagers gingen die vergangenen Tage in der Erinnerung Euch vorüber, Ihr gedachtet dessen, was Ihr gethan und erkanntet, wo Ihr gefehlt, wo Ihr des Landes Wohl der eigenen Ehrsucht nachgesetzt, wo Ihr dem Höchsten entgegengetreten, indeß Ihr vorgabt, den Dienern der Kirche nur friedlich gesinnt zu sein. Jetzt in den Tagen der Schmerzen ward Euer Herz gestählt — und Euer Herz, Frau Markgräfin, wandte sich den Pflichten zu, die des Weibes höchster Schmuck und höchste Ehre sind. Der Pfeil, der die Stirn verwundete, war Balsam für Euer Beider Seelen. Von nun an, Markgraf, wird das Land Euch segnen und Euer Name wird gepriesen werden bis in die fernsten Tage. Der Pfeil ist aus der Wunde; nach wenigen Tagen wird dieselbe verharrscht und vernarbt sein, lasset die Erinnerung an dieselbe nie aus der Brust schwinden."

Mit diesen Worten entfernte sich der Greis, um niemals wiederzukehren.

Und wie er es verkündet, so geschah es.

Die Wunde war geheilt. Der Markgraf aber ging aus dem langen Schmerze zu neuer Kraft und neuer Thätigkeit hervor. Von nun ab ward er ein Fürst im wahrsten Sinne des Wortes, stets bedacht auf das Wohl seines Landes, stets bemüht sein Volk glücklich zu machen.

Und sein Name ward gepriesen und gesegnet. Der Name: „Otto mit dem Pfeil," ward ein Name, der in unvergänglichem Glanze strahlte — und fern und nah erklang sein Ruhm und seine Ehre.

In den Tagen der Ruhe aber, wenn das Schwert in der Scheide ruhete, wenn die Streitigkeiten des ganzen Reiches und des eigenen Landes in den Hintergrund getreten waren, wenn es dem Fürsten vergönnt war, Mensch und Gatte im edelsten Sinne des Wortes sein zu können, dann saß er oft zur Seite seiner Heilwig, schaute in das schöne Auge der treuen Gefährtin seines Lebens und ließ wieder die Lieder erklingen, die er einst ihr gesungen zum Preise der Minne, der süßen Liebe.

Das Haar sich von der Stirne streichend sang er, wie in jenen Tagen, wo sein Herz der jungen Liebe entgegentrieb, wo des Glückes Rosenthore ihm geöffnet standen — und süße Minne sein Leben krönte:

Wie soll man würdig sprechen von der Minne?
Es rühmt sich Keiner eines höhern Gutes;
Wer ihrer pfleget, waltet guter Sinne,
Minne thut dem Mann nicht arges Muthes.
Wer der Minne sei unterthan,
Sie thut's durch seine Tugend kund;
Oft hört ich aus der Weisen Mund:
Sie lehrt Sünde lan.

Ja wohl dem, der Unminne zu allen Stunden
Gerne flieht, ihn mag man würdig ehren;
Minne wird nie bei den Sünden funden
Sie kann dem Guten wohl das Rechte lehren.

Gar viele Leute sprechen so,
Daß Unminne Sünde sei:
Minne ist aller Sünde frei,
Seht, Minne machet froh.

Solche Stunden waren die schönsten seines Lebens; in solchen Stunden wand er um die Krone sich des Dichters ewig grünen Lorbeerkranz.

Das Alibi.

Es war acht Uhr Morgens, und schon bevölkerte eine in Lumpen gekleidete Menschenmenge das alte Stadtquartier von Neapel. Die Läden unter dem alten Thore von Capua waren geöffnet; schon dufteten die wandernden Küchen von Parmesankäse, und auf mehreren mit alten Tellern beladenen Tonnen waren Macaroni ausgestellt; die Lazzaroni gingen sorglos umher, um ihre Kunden zu erwarten; die Fischer, mit braunen Mänteln und rothen Mützen, boten ihre Waaren feil, und die Bauernweiber trieben ihre mit Feldfrüchten beladenen Maulthiere vor sich her. Ueberall sah man ein lebhaftes Gedränge; Freude und Zank ertönten von allen Seiten, und das Geräusch wurde mit jedem Augenblicke betäubender.

In der Mitte des von der Volksmenge so erregten Gedränges suchte ein kleiner und schwarz gekleideter Mann sich mit seinen Ellenbogen Luft zu machen, um zu einem großen, viereckigen Gebäude zu gelangen, welches durch sein düsteres Ansehen mit der belebten Scene in auffallendem Contrast stand.

„Corpo di baco,“ rief er ärgerlich, „soll ich denn heute die Vicaria nicht erreichen können. Ich habe nie so viele Canaillen auf dem Platze gesehen. Man sollte denken,

sie wären gekommen, um mir den Durchgang zu versperren. Morgen, wenn ich ihrer bedarf, werde ich nicht so glücklich sein, sie zu finden.“ Hierauf stieß er mit seinen Händen und seinen Ellenbogen; endlich drang er bis zum großen Thor des erwähnten Gebäudes.

Die Vicaria bot ein scheußliches Ansehn; man durfte gewiß dort nicht unbekannt sein, um die Schwelle des scheußlichen Gebäudes sorglos zu überschreiten. Die hohen und dichten Mauern waren von der Zeit so geschwärzt, daß die Strahlen der Sonne sich daran verdunkelten; man sah dort Zugbrücken und Rabensteine; auf der Façade des Gebäudes standen Todtenschädel, Hände und Arme angestellt; hinter den mit dreifachem Gitter verwahrten Fenstern sah man gelbliche, leichenfarbene Gesichter; man vernahm von dorther das Geheul des Hungers und der Verzweiflung, als wollte dieses das muntere und lebhafte Geräusch auf der Straße übertäuben; kurz, es war das Zuchthaus und das Gefängniß von Neapel. Ehe man eintrat, konnte man nicht bemerken, daß am hinteren Flügel dieses Gebäudes sich die Gerichtssäle befanden; sobald man aber durch das alte Thor geschritten war, und die Menge Menschen, welche sich nach allen Seiten hin mit Akten und Heften bewegten, erblickte, konnte man ahnden, daß sich hier ein Markt mit Menschenleben befand; daß die Gerechtigkeit zu erkaufen sei, hoffte wenigstens derjenige, von dem wir erwähnten, daß er eilig sich in die wiederhallenden Gewölbe der Vicaria drängte. Er grüßte mehrere, wie er selbst, schwarz gekleidete Personen, indem er immer mit derselben Eile vorwärts drang, und nachdem er endlich dies Gewimmel von Advokaten, Richtern und Clienten, die sich zum Gerichtssaal drängten, durchdrungen hatte,

gelangte er in einen großen und einsamen Hof, an dessen Ende mehrere Soldaten auf einer Bank ausgestreckt sich ausruheten. Er klopfte an die Thür, und der in den unterirdischen Gewölben wiederhallende Ton kündigte ein Gefängniß an. Auch wurde erstere nicht sogleich geöffnet; denn vorher erschien noch hinter einem Gitter ein blasses Gesicht, dessen Blicke von Mißtrauen und Trotz zeugten, womit ein um den Mund spielendes und gutmüthiges Lächeln in Contrast stand.

„Seid Ihr es, Meister Satalani?" waren die Worte des Gefangenwärters; „Ihr kommt heute sehr früh; habt Ihr einige gute Fälle übernommen? Meiner Treu, ich wünsche es; die Advokaten sind die Vertheidiger des Volkes, und ich wünsche ihnen immer Glück."

„Ich danke Dir, Catenio, um Deinen Wunsch für mich und für die Leute, die Du so gut und treu unter Schloß und Riegel hältst. Diesmal komme ich aber nicht für sie. Ich habe einen schlechten Fall, den eines Großen. Aber öffne mir nur. Hier kann ich mit Dir nichts sprechen, und ich habe Dir etwas zu sagen."

Sogleich war das Thor geöffnet, und Satalani wurde von dem Gefangenwärter in sein Zimmer eingeführt.

„Ein Großer," sagte dieser mit gedämpfter Stimme, „wäre es vielleicht der Herzog von San G., dessen Familie seit 2 Jahren sein Urtheil verzögert hat, ungeachtet der dringenden Forderungen der Verwandten der Ermordeten?"

„Ja, Catenio, es ist derselbe. Das Verbrechen geschah am hellen Tage. Die Beweise sind zu offenbar und die Regierung kann die Bestrafung nicht länger aufschieben. Auch hat Keiner meiner Collegen, die sämmtlich von der Familie aufgefordert wurden, die Vertheidigung überneh-

men wollen. Kannst Du es glauben, daß ich versprochen habe, ihn zu retten? Mein Vater hat mir allein seinen Namen und seine Rechtschaffenheit hinterlassen. Ich habe keine Lust, seinem Beispiele noch länger zu folgen, und habe ein Mittel erdacht, welches gelingen muß, wenn ich gut von Dir unterstützt werde. Ob dieses der Fall ist, hängt von meinem Gefangenen und von Dir ab."

„Von mir," erwiederte Catenio verwundert, indem er den Advokaten mit argwöhnischen Blicken betrachtete.

„Ja, Alter, ich bin so früh gekommen, um mit Dir zu reden. Ich kann Geld gewinnen und es mit Dir theilen. — Höre, wenn Du mir dienen willst, so erhältst Du 5000 Ducaten, wovon Dir die Hälfte sogleich bezahlt wird. Dein Glück ist gemacht und Du brauchst keine Furcht zu haben, Dich der Gefahr der Entdeckung auszusetzen."

Das Gold wurde auf den Tisch gezählt, und Catenio erwiederte nichts; sein Gesicht drückte Ueberraschung, Furcht, Mißtrauen und Habsucht zu gleicher Zeit aus; es schien, als wolle er in den Augen des Satalani seinen eigenen Gedanken lesen; er wäre aber mit der List und Verstellung des Advokaten in vergeblichem Wettstreit getreten. Er war aus der untersten Klasse des Volkes, seine Körperkraft und der Zufall hatten ihm die Stelle des Gefangenwärters verschafft; seitdem er dieses Amt verwaltete, hielt er sich für wichtig, und deshalb war er leicht von Jedem zu überlisten, der in seine Gedanken und Meinungen einging; der andere war auch unter dem Volke geboren, besaß aber Gewandheit, Schlauheit und Ehrgeiz. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, war er fähig, Alles zu opfern. Der eine haßte den Adel, war aber aus Furcht und Feigheit kriechend in seiner Gegenwart; der andere haßte das Volk, weil es

ihn an seine Geburt erinnerte; nichts desto weniger war Popularität sein hauptsächlichstes Bestreben. Der eine war gewissenhaft aus Furcht, aber zu habsüchtig, um dem Reize des Goldes zu widerstehen. Der andere besaß Gewandheit, die Gedanken in den Gesichtszügen zu lesen. Auch war der Kampf ungleich, denn als Satalani, indem er sah, wie sich Catenio bedachte und als er die Hand ausstreckte, um das Geld wieder einzuziehen, schwankte der Gefangenwärter nicht mehr.

„Wartet noch einen Augenblick," sagte er, „ich habe Euch noch keine abschlägige Antwort gegeben. Indessen ich möchte wissen.... —"

„Und ich will vorher wissen, ob Du 6000 Dukaten annimmst, verstehst Du wohl, hier ist keine Gefahr der Entdeckung."

„6000 Dukaten," murmelte Catenio zwischen den Zähnen, als hätte er Furcht, daß man ihn belauschte. — „Bei der Madonna, ich nehme an, weil Ihr mir den Vorschlag macht."

„Wohl, ich hatte auf Deine Freundschaft gezählt, höre," und beide sprachen mit leiser Stimme eine Viertelstunde mit einander.

„Wie," rief endlich Catenio, „zwei Stunden lang soll er aus dem Gefängnisse entfernt sein? Und wenn er erkannt wird, was wollt Ihr dann thun? Bei San Genaro, wollt Ihr pünktlich sein?"

Satalani antwortete auf keine dieser Fragen, sondern schüttelte allein die Dukaten in dem Beutel.

„Führe mich jetzt zum Herzoge von San G.," sagte Satalani, nachdem beide übereingekommen waren. „Komm, Alles wird gut gehen." Catenio führte ihn hierauf in das

Zimmer, worin der Herzog eingeschlossen war, denn sein Rang war die Ursache, daß dieser mit den übrigen Verbrechern nicht zusammen eingeschlossen wurde, dann entfernte sich Catenio nach der getroffenen Verabredung.

Der Herzog saß am Fenster und schrieb; er hatte sich nicht umgewandt, als er die Thür öffnen hörte, denn er glaubte Catenio mache allein seine gewöhnliche Ronde; Satalani, der sonst so dreist war, blieb einige Minuten unbeweglich stehen, ohne es zu wagen, den Mund zu öffnen. Seine Züge drückten aber keine Gewissensbisse aus; es schien, als wenn er befürchtete, der Herzog möchte nicht Verbrecher genug sein; er hätte bei ihm mehr Wuth und weniger ruhige Ergebung in sein Schicksal gewünscht. „Sua Eccellenza,“ wiederholte er mehrere Male.

„Wer seid Ihr? was wollt Ihr? wollt Ihr mir nicht einen Augenblick Ruhe gönnen?“

Satalani empfand keine Furcht mehr; diese rauhe nnd harte Rede hatte ihn beruhigt. Er nahete sich mit den Worten: „Ich bin Satalani, Advokat, und habe den Auftrag, Eure Excellenz zu vertheidigen. Ihre Familie hat mich gewählt; ich habe ihr versprochen, Sie zu retten, und will versuchen mein Wort zu halten.“

„Mich retten, Herr Advokat? Gewiß, Sie haben Ihr Wort ohne alle Ueberlegung gegeben. Es ist unmöglich. Wissen Sie denn nicht, daß die Aussagen von mehr als 100 Zeugen gegen mich lauten. Ich habe kein Mittel gefunden, obgleich ich seit zwei Jahren, wo ich hier eingeschlossen bin, an nichts Anderes gedacht habe.“

„Mein Mittel, Excellenz, ist Ihnen entgangen; wenn Sie pünktlich, was ich Ihnen auftrage, vollführen, so bürge ich für Ihre Lossprechung und Freiheit.“

Der Herzog sah Satalani verwundert an. „Wenn Sie mich täuschen, Herr Advokat,“ sagte er, „so sind Sie verloren. Sie wissen, weshalb ich hier bin, und ich verzeihe nie. Was soll ich thun? Ich bin zu Allem bereit.“

„Ihre Excellenz spricht von Rache; nun wohl, rächen Sie sich an einem aus dem Volke, an einem jener Zeugen, die gegen Sie ausgesagt haben.“

„Scherzen Sie,“ rief der Herzog, indem er zornig aufstand, „wissen Sie nicht, daß ich dieses Gefängniß nicht verlassen kann?“

„Alles ist vorbereitet. Catenio ist auf drei Stunden bestochen, während welcher ich Eure Excellenz fortführen kann. Morgen früh um vier Uhr soll Ihr Gefängniß geöffnet werden. Halten Sie sich bereit; legen Sie die Kleider an, die Ihnen Catenio bringen wird, und der Sieg ist unser. Fürchten Sie sich das Stilet zu handhaben?“

„Nein,“ antwortete der Herzog; „ich werde bereit sein.“

Nach einer Viertelstunde verließ ein kleiner und schwarz gekleideter Mann die Vicaria; er war ernst und verwünschte das Gedränge, welches seit dem Morgen sich noch vergrößert zu haben schien. Plötzlich fing er an zu lächeln und blieb mit Wohlgefallen stehen, um zu hören, denn er vernahm deutlich die Worte: „dies ist der Advokat Satalani, der Vertheidiger des Volks.“

Es war am Weihnachtstage; die Glocken von 300 Kirchen durchschallten die Luft; Neapel wurde wach und 2000 Petarden verkündeten die allgemeine Freude. Ein Jeder schmückte sich und selbst die Straßen hatten ein fest-

liches Ansehen. Sie waren mit zahlreichen Buden besetzt, welche mit Kunst und Luxus Eßwaaren ausstellten. Alle Häuser waren mit Zweigen und Blumen geschmückt, und die Stadt schien bei dem Gedränge zu klein, um die in den Straßen sich bewegende Menschenmasse enthalten zu können. Es erschien auf der Straße ein Miethswagen; vergebens fluchte der Kutscher, er konnte die Masse nicht durchdringen; er hielt an, und zwei Personen stiegen aus, hatten aber keine Aussicht, schneller weiter zu kommen. Sie drängten mit Gewalt und gelangten zwanzig Schritte weiter; der erste, von hohem Wuchse und mit einem stolzen Gange, erschrak vor keinem Hinderniß; er schien sich im Drängen und Stoßen zu gefallen. Sein Gefährte war ein kleiner ängstlicher Mann, er hielt ihn auf, und beide blieben vor einer Gruppe von Lazzaroni stehen. Diese standen zum Theil aufrecht, und lagen zum Theil auf dem Boden, aber alle, unbeweglich und mit offenem Munde, umgaben einen Mann, der mit Feuer sprach; es entging ihnen kein Wort und keine Silbe, denn ein Improvisator erzählte ihnen von den Heldenthaten des Rinaldo. In den Augenblicken der Ruhe sprachen sie kaum mit ihren Nachbaren aus Furcht den Faden der Geschichte zu verlieren. Derjenige, welcher sich unter die Zuhörer eindrängte, nachdem sein Gefährte sich unter der Menschenmenge verloren hatte, mußte deshalb etwas Besonderes an sich tragen, da alle Blicke sich auf ihn wandten. — Alle flüsterten: „dieser ist kein Lazzaroni.“

„Salvatore, hast Du den Menschen im Mantel vorbeigehen sehen? Gewiß, wäre der Herzog nicht seit zwei Jahren im Gefängnisse, so sollte ich glauben, er sei es.“

„Wie? derselbe, der seine Geliebte auf öffentlichem

Markte vor den Augen des Volkes niederstieß, und den man zwei Tage darauf nicht weit von Terracina gefangen nahm?"

„Du bist ein Narr, Gaetano, Catenio, Dein Vetter, hält ihn wohlverwahrt, und er haßt die Adligen zu sehr, um den Herzog entwischen zu lassen. Geh, der Wein hat Dir den Kopf verdreht."

„Ich bin nicht betrunken; sieh doch nach der andern Seite, dort steht er."

„Ich liege zu bequem, um aufzustehen."

„Nie habe ich eine größere Aehnlichkeit gesehen, denn ich kenne ihn sehr wohl. Oft genug habe ich ihn vorbeigehen sehen, wenn ich unter den Säulengängen seines Pallastes im Sommer mich ausruhete."

Salvatore drehte sich nachlässig um. „Wirklich, Du hast Recht, es ist seine Gestalt; doch scheint dieser mir größer zu sein. Rufe doch den Vicarino; er wird seinen Herrn von Ischia besser, wie wir, kennen."

„Vicarino," riefen beide; aber die Stimme des Improvisators ließ sich auf's Neue vernehmen. Jeder nahm seinen Platz wieder ein, Vicarino rührte sich nicht, und alles Gespräch unter den Zuhörern hörte plötzlich auf. Gaetano aber ließ den Mann mit dem schlanken Wuchse nicht aus den Augen; vergebens suchte er alle seine Aufmerksamkeit der Erzählung zuzuwenden; je mehr er die Gestalt in's Auge faßte, desto wunderbarer und unerklärlicher erschien ihm der Umstand, daß der Herzog von San G. sich unter dem Volke befinden sollte. Er glaubte, es sei ein Geist, denn eine auffallende Bläße bedeckte das Gesicht; die großen schwarzen Augen, die langsam die Gesellschaft betrachteten, und etwas zu suchen schienen, er-

schreckten den Gaetano, während ein junger Calabrese ganz sorglos neben ihm stand. In dem Blicke desselben lag Gutmüthigkeit, und sein Gesicht hatte den Ausdruck der Aufrichtigkeit und des Wohlwollens. Seine Mutter hatte ihm zum Erstenmale erlaubt, die Gebirge zu verlassen; er hatte die Reise nach der Grande citta mit seinem Dudelsacke gemacht und vor den Madonnen gespielt; am folgenden Tage wollte er zurückkehren, und benutzte daher die letzte Zeit seines Aufenthalts in Neapel, um alles zu sehen und zu hören. Er fürchtete ein einziges Wort von der Erzählung zu verlieren. — Unter den Zuhörern befanden sich mehrere seiner Landsleute, aber keiner hatte denselben offenen, gutmüthigen Ausdruck in seinen Zügen; außerdem war er erst sechszehn Jahre alt, und hegte daher nicht dasselbe Mißtrauen als Gaetano. Auch hatte er nur einen Augenblick Zeit, um die beiden schwarzen Augen zu betrachten, die ihm mit dem Tode droheten. Er sagte im Gegentheil: „Kommt doch näher, so könnt Ihr besser hören." Und in der That nahete sich der Mann, und nachdem er sich vorwärts gebeugt hatte, als wolle er genauer zuhören, ließ er seinen Mantel fallen, der beide auf einen Augenblick zu bedecken schien. Obgleich dieser Augenblick mit der Schnelligkeit des Blitzes vorüberging, so dauerte er doch zu lange; man hörte ein durchdringendes Geschrei, der arme Calabrese stürzte zu Boden und Gaetano sah allein einen Schatten fliehen. Der Jüngling lag auf dem Boden, und benetzte das Pflaster mit seinem Blute; er warf auf seine Gefährten einen Blick, der zu sagen schien: „Warum hat er mich niedergestoßen, ich habe ihm nichts Böses gethan."

Nach welcher Seite war der Mörder verschwunden?

Niemand wußte es, und wagte sich kaum darüber zu fragen. Gaetano war nicht der einzige, der den Mann mit dem hohen Wuchse bemerkt hatte. Zwanzig Andere hätten wie dieser bezeugen können, es sei der Herzog von San G., derselbe, welcher vor zwei Jahren seine Geliebte auf öffentlichem Markte niedergestoßen hatte. Und doch war der Herzog in der Vicaria eingeschlossen; wie war dies möglich? Niemand konnte es erklären; Vicarino allein versicherte, er sei immer überzeugt gewesen, daß sein alter Herr von Ischia unschuldig sei.

Gegen fünf Uhr Morgens fuhr ein Wagen durch das Thor von Capua, hielt an und zwei in Mäntel gehüllte Männer traten heraus, indem sie ängstlich um sich sahen, als fürchteten sie, entdeckt zu werden.

„Sua Eccellenza, hier ist das Gefängnißthor, wo Catenio uns erwartet," sagte der eine.

„Wirklich, Herr Advokat," war die Antwort; „ich konnte nicht sehen, denn die Lichter der Toledostraße hatten mich geblendet." Einige Minuten später schloß sich das Gefängnißthor hinter dem Herzoge.

Einige Zeit hierauf wimmelte der Eingang der Vicaria von glänzenden Equipagen, Damen gingen durch die weiten Hallen des Gebäudes, scherzten über ihren sonderbaren Spaziergang und die Advokaten in schwarzen Röcken, die sie seit einigen Tagen als Cavallieri Servienti angenommen hatten.

„Wo ist Catalani," fragte die Herzogin S. „Wie kömmt es, daß er uns seine Hand noch nicht geboten hat?"

„Wir werden uns in diesen Hallen verirren, denn die Vicaria ist ein wahres Labyrinth," sagte eine andere, „er verdient vor einen Liebeshof wegen seines Verbrechens

gegen die Galanterie geführt zu werden, und er würde sich ungeachtet seiner Gewandheit hierbei schwerlich vertheidigen können."

„Wahrscheinlich würde er sagen," fügte die Marchese de Loza hinzu, „wie gestern in seiner glänzenden Vertheidigung von S. G., daß er sich an zwei Orten zu einer und derselben Zeit nicht befinden könnte."

„Bravo, Sie nehmen eine Gerichtsmiene an; ich werde dem Satalani sagen, den ich dort mit seiner demüthigen und schlauen Miene auf uns zukommen sehe, daß er Sie in Zukunft unter seine Collegen zählen kann."

Alle lachten laut auf; sie wollten gegenwärtig sein bei dem Urtheilsspruche des Herzogs, wie bei einer Theatervorstellung, und waren im Voraus ungeachtet ihrer lustigen Stimmung sicher, bei einer unerwarteten Katastrophe genug Thränen vorräthig zu haben. Uebrigens zeigte die Gestalt Satalani's nichts Demüthiges; er schien seinen Triumph zu genießen.

„Sue Excellenze," sagte er, „mögen mir verzeihen, daß ich mich nicht an der Thür Ihres Wagens befunden habe. Die Fürstin S. sah mich, als ich Sie erwartete, und verlangte meinen Arm, um sie in den Gerichtssaal zu führen. Wollen Sie meinen Arm annehmen, es ist im Eingange ein solches Gedränge, daß wir durch eine Hinterthür eintreten müssen. Es ist schon spät und ich habe nur mit Mühe einige Stühle für Sie zurückbehalten können."

Und Satalani erhob stolz sein Haupt, denn dasjenige, was er wünschte, den Schutz der Großen, war er im Begriff durch die Freisprechung des Herzogs zu gewinnen.

Der Gerichtssaal war gedrängt voll, obgleich der Her=

zog viele Feinde unter den Zuhörern haben mochte, so wünschte doch in dem Augenblicke, als sich die Richter auf ihre Sitze niederließen, Keiner seine Verurtheilung. Als er erschien, riß er an dem Geländer, als wollte er es zerbrechen. Sein Kopf sank auf die Brust, erhob sich wieder, und seine Blicke weilten mit einer Art von Blödsinn auf der Versammlung. An den vorhergehenden Tagen hatte er seine Familie und Freunde gegrüßt; er hatte den Damen, die Interesse an ihm zu nehmen schienen, mit den Augen gedankt, und eine Art Wohlwollen gegen diejenigen aus dem Volke gezeigt, die zu seinen Gunsten Zeugniß ablegten. Aber jetzt schien er verändert, seine Augen schweiften ohne Ausdruck über die Gesichter hinweg, welche ihm im Voraus Glück wünschen wollten, und ruheten mit einem schrecklichen Lächeln auf dem Papiere, welches sein Geschick enthielt. Satalani konnte das Zittern des Herzogs sich nicht erklären. Endlich wurde Stille geboten, und der Präsident begann:

„In Betracht, daß ein auf dem Platze del Mercato vor zwei Jahren begangenes Verbrechen und der kürzlich am Weihnachtsmorgen vollbrachte Mord nach zahlreichen Zeugenaussagen denselben Urheber haben; in Betracht ferner: daß der Herzog S. G., der des ersten Verbrechens angeklagt ist, das zweite nicht hat begehen können, weil er sich im Gefängnisse und in der Unmöglichkeit befand, dasselbe zu verlassen; in Betracht endlich, daß ungeachtet der auffallenden Aehnlichkeit des Mörders das Alibi nicht bezweifelt werden kann, befiehlt das Gericht, den Herzog S. G. sogleich in Freiheit zu setzen.“

Seine Verwandten und Freunde umgaben hierauf den Angeklagten; eine zahlreiche Menge drängte sich um

ihn, um ihm ihre Freude wegen seiner Freisprechung zu bezeugen, und um mit ihm von dem Glücke zu sprechen, das ihn erwartete. Man sprach von der Dankbarkeit, die er dem Satalani schuldig sei, da dieser dies Alibi vollkommen und geschickt bewiesen. Man überhäufte ihn mit tausend Fragen und Glückwünschen; die allgemeine Freude mußte ihn allen überstandenen Kummer vergessen lassen. Aber er sah alle mit demselben schlaffen und starren Blicke an, und auf seinen blassen Lippen ruhete dasselbe Lächeln, wie in dem Augenblicke, in dem er den Urtheilsspruch vernahm. Während Satalani die Richter des Herzogs betrog, hatte denselben die Vorsehung mit einem Urtheile gestraft, welches das der Menschen zu nichte machte. Er erhielt eine schwerere Strafe als den Tod, denn er war wahnsinnig geworden.

Zwei Jahre nachher lebte er noch auf Ischia und wurde noch unglücklicher, da sein Wahnsinn durch Augenblicke des vollen Bewußtseins unterbrochen wurde; Satalani aber, vom Volke verehrt, war der erste Advokat des Hofes geworden.

Meine Duelle.

Giulietta's Klage war verhallt, Nina hatte durch die süßesten Klagetöne, die wie Thautropfen auf meine Seele fielen, und dort mit unaussprechlicher Gluth sich ein ewiges Mal einbrannten, jedem Hörer Thränen in das Auge gelockt, und lag nun entseelt, wie unsere Phantasie es sich einbildete, neben ihrem Romeo, und vor ihrem starren Vater.

Der Vorhang war gefallen, Nina wurde stürmisch gerufen, Kränze und Gedichte, von denen wir heilig versichern können, daß sie weder in der Chaussé d'Antin, noch in irgend einer andern Straße von Nina bestellt waren, sondern die diesmal der reinste Enthusiasmus hatte herabwerfen lassen, umflatterten die Wiedererwachte, und alles ging trunken nach Hause. Nicht so ich! — mich sollte noch ein schöneres Glück umblühen; ich eilte an Nina's Wagen und durfte ihr noch mit einem feurigen Handkusse sagen, daß sie meiner Seele innerste Tiefen durchbebt. Parbleu! das fängt ziemlich sentimental an. Meine Duelle will ich Dir beschreiben, schöne Leserin, da Du schon oftmals die drei großen Narben auf meinem Gesichte gesehen, und staunend mich gefragt: „Woher denn diese?" — Nur Geduld, meine Schönste! — damals hatte ich noch ein

glattes Lärvchen, und wenn mir eine weiche Hand über Stirn und Wange fuhr, so konnte sie noch nicht die Denkmale meiner Tapferkeit spüren, die mir so seltsame Umstände zurückgelassen. —

Jedoch zum ersten zurück. — Höre denn, begreife und schaudre, die nachtigallkehlige, taubenäugige, koniglippige Nina hat mir die erste Narbe verursacht, die sich hier, — schau her — so quer über die Nase, die Wange hinabzieht. —

Ich blieb also bei meinem Enthusiasmus stehen, indem ich zum Wagen eilte, und Giulietta's, der Wiedererwachten, Hand zu meinen Lippen zog. Daß ich in solch einem Momente keine Prosa, sondern nur leidige Poesie im Munde hatte, ist gewiß, und ich stammelte Worte der süßesten Sehnsucht, die ich — NB. in ein noch ungedrucktes Trauerspiel werde aufnehmen lassen, Nina drückte mir, wie ich glaubte, gerührt die Hand, und flüsterte: Morgen sehe ich Sie! — Narr, der ich glauben konnte, sie sei gerührt, wie kann eine Sängerin oder Schauspielerin, an deren Küssen Prinzen und Fürsten geschwelgt haben, über die Sentimentalität eines zarten Literaten gerührt sein? — Genug indessen, ich hielt sie für gerührt, und war entzückt! — Mit einem zweiten Handkusse dankte ich, und der Wagen rollte fort!

Lange sah ich ihm nach, und ging dann zu Tortoni, um bei dem Allerwelts-Eiskonditor meine heiße Gluth etwas zu kühlen. Ich fand einen Kreis vertrauter Freunde dort; der eine hatte glacé à l'Orange, der andere au Café, der dritte pseudotricolore vor sich, und alle sprachen von Nina's Leistung. — Ich konnte der Vergnügteste sein, vielleicht sollte ich diese Töne noch einmal hören, und mit vornehmem Pathos begann ich: „Ah, Messieurs, vielleicht

bin ich denn doch der Glücklichste. — Nina hat es mir selbst versprochen, morgen soll ich bei ihr sein, und wahrscheinlich werde ich diese Töne noch einmal hören."

Da sah ich den Leuten recht den blassen Neid an der Stirn an, und um so höher war mein Triumph. Ich forderte mein Glas, setzte mich in eine Ecke des schwellenden Polsters, und belächelte mir mein Glück. Da stahl sich Armand an meine Seite, drückte mit feurigem Drucke meine Hand, und flüsterte mir zu: „Ach, Edmond, wenn Sie mir das Glück verschaffen könnten, das Ihnen offen steht!" — Halt, dachte ich, auch Einer, der Feuer gefangen hat. Ich zögerte, er bat schöner und süßer, endlich war ich besiegt, und ein: wollen sehen! flößte Trost in seine wunde Brust.

Am andern Morgen war ich bei Nina. Sie empfing mich in dem reizendsten Boudoir, das jemals der Luxus decorirt hatte. Wie eine Blumenwelt zog sich ein Kranz üppiger Rosen und anderer Florakinder um das trauliche Gemach, sie aber war die lieblichste Blume. Wir plauderten viel und endlich brachte ich Armand's Anliegen vor. Nina stutzte: „Was ist das für ein Armand?" —

„Er ist Ecuyer des Herzogs von N.....," erwiederte ich. — Und wie ein Strahl der Freude durchzuckte es Nina's Züge, allein im nächsten Moment waren sie wieder dieselben, und fast theilnahmslos sagte sie mir: „Da Sie den Herrn Stallmeister mir zuführen, soll er mir willkommen sein." — Es lag etwas in diesem Augenblicke in Nina's Benehmen, was mich befremdete, allein ich ging darüber hinweg. — Nina bestimmte mir die Stunde, wann wir uns sehen wollten, und ich beurlaubte mich. — Gefälliger konnte wohl nicht leicht eine Sängerin sein.

Armand war außer sich und kaum konnte er die Nacht hindurch schlafen, so heftig pochte seine Brust. —

Die Glocke ertönte zwölf, wir waren vor Nina's Thür. Schon glaubte ich ihre schöne Hand zu küssen, in ihr feuriges Auge zu sehen, ihre reizende Stimme zu hören, als ein alberner Portier mir sagte, Mademoiselle sei nicht zu sprechen, und mir die Thür vor der Nase zuschlug. — Jetzt kannte meine Wuth keine Grenzen, sie hatte offenbar mit meiner Ehre gespielt. Armand war ruhiger, er machte es mir zur Ehrensache, sie nie wieder zu sehen. Aber diese Ruhe kam mir plötzlich verdächtig vor, ich glaubte in seinen Zügen etwas Ironie zu lesen. Wie ein Schulknabe schlich ich nach Hause. Unterwegs zog er seine Lorgnette. Ein Billet entfiel ihm. Unvermerkt, — ich weiß nicht warum, aber die Aufschrift war mir bekannt, — unvermerkt trat ich mit dem Fuße darauf, ließ mein Taschentuch fallen, und bemächtigte mich so desselben. Ich beurlaubte mich, und eilte auf mein Zimmer. Wer beschreibt aber meine Wuth hier. Das Billet war von Nina an den Stallmeister.

„Theurer Armand," schrieb sie, „schon längst erwartete ich von Ihnen eine Meldung, allein unmöglich kann ich Sie in Gegenwart dieses albernen Edmond annehmen; zürnen Sie mir daher über mein künftiges Betragen nicht, heute um 6 Uhr erwartet Sie allein, Ihre Nina."

Heiliger Gott, der alberne Edmond war ich! — Nun war mir alles klar, das forderte blutige Rache, aber ich mußte mich zuvor überzeugen. Allerdings mußte ihr ein Stallmeister mit goldenen Rockknöpfen lieber sein, als ein sentimentaler Dichter! —

Der Abend nahte, ich eilte in ihre Straße, und lauerte dem Lampenputzer auf. Ihrem Fenster stand eine Gaslaterne gegenüber. Ich drückte dem Gasmanne zwei Franken in die Hand, und stieg mit der Laterne die Leiter hinan. — Entsetzlich, da saßen sie beide im Sopha, er schien so eben einen Kuß von ihr bekommen zu haben, sein Arm ruhte auf ihrem Nacken. Fast wäre ich die Leiter hinuntergefallen. Der Gasmann wollte mich nach St. Pelagie bringen, weil er mich für toll hielt. Ich aber eilte in meine Wohnung, und als Armand von Nina zurückkam, fand er folgendes Billet von mir:

„Mein Herr! Ich habe Sie mit Nina im Sopha gesehen, das fordert Blut. Nina's Billet an Sie ist in meinen Händen. Morgen früh sprechen wir uns im Bois de Boulogne."

Das Duell war vorbei, dieser Hieb kommt von Armand. Sechs Wochen mußte ich das Zimmer hüten, und als ich zum Erstenmale wieder die Boulevard des Italiens besuchte, ritt Nina mit Armand bei mir vorüber. Sie bemerkte mich, lachte laut auf, und wandte sich zum Stallmeister.

Verdammt, ist das nicht Pech! So geht's den Literaten bei den Bühnenheldinnen.

Ach Journalisten, nehmt das zu Herzen, wenn eine Sängerin Euch kirrt, so will sie bloß eine gute Recension, sonst nichts. Ihr seid arm und das kann solche Dame nicht brauchen.

Das von meinem ersten Hiebe. Geduld, ich war noch nicht klüger und mein zweiter Hieb war bald geholt.

Hätte ich mich in irgend einer nord- oder süddeutschen Stadt geschlagen, so schwebte mir jetzt sicher Feuerbachs

gelehrter Tractat über das Duell sammt den ganzen Anhängseln von Criminalgesetzen und zwanzigsten Titeln vor der Seele, und ich würde nicht obenein noch so ruhmredig mit meinen Wunden prahlen; so aber war gewöhnlich nicht Moabit und Stralow, sondern das Bois de Boulogne der Schauplatz meiner Leiden, d'rum also muthig.

In Frankreich aber, wo man überhaupt etwas viel auf Schauspiel in jeder Hinsicht giebt, ist das Duell so etwas Unschuldiges, daß es für eine Art Galanterie gilt, einen Familienvater wegen einer anderen Meinung aus der Welt zu schaffen, und eine glückliche Gattin dadurch zu einer unglücklichen Wittwe mit mehreren Kindern zu machen, für die sie nun betteln kann. Das ist bon ton! und wo Minister dieser edlen Sitte vorangehen und einen privilegirten Meuchelmord zu einem gesetzlichen machen, da kann wohl auch ein Literatus sich einmal herauspauken.

Ich saß also in dem Barbiero. Ein Italiener mit seiner Frau war angelangt, und ließ sie die Rosine singen. Himmel! hatte man so etwas schon in Paris gehört? Ich bewunderte die Unverschämtheit der Sängerin, sich in Paris hören zu lassen, nicht weniger als die Unklugheit der Direktion, sie singen zu lassen. Unserer Rosine war aber nicht bange, sie schrie fort, unbekümmert um das Publikum. Kleine Douceurs hatten die Recensenten gewonnen, also hatte sie nichts zu fürchten. — Ein Journalist saß neben mir. Ein zierlicher Blondin mit zartem Flaum um Kinn und Gehirn. „Mon Dieu," stöhnte er einmal über das andere, „wie kann man solche Rosine singen lassen. Nun, mein Blatt soll Paris zeigen, wen sie zum Kunstrichter hat." Ich schaute das Männchen von oben bis unten an, wozu ich nicht viel Zeit brauchte, ich fand

aber in seinem bisherigen dummen Lächeln wenig verändert, und wollte schon fragen: „Bester, seit wann haben Sie die Noten gelernt, um über die Musik Urtheile zu fällen?" als eine lange Figur hinter uns, den Kopf über meine Schultern steckte. Mein Kleiner raisonnirte lustig fort. Ich sah genauer das braune Gesicht an, es war der Mann der Italienerin. Ich stieß den Kleinen an, er schwieg bestürzt. — Der Italiener hatte alles gehört, aber klug genug, bemerkte er gar nichts, sondern ließ sich freundlich mit uns in ein Gespräch ein.

Der erste Akt war beendet. „Lassen Sie uns zu Tortoni gehen, was hören Sie an der alten Oper," sagte der Italiener zu dem Kleinen, nahm ihn unter dem Arm und zog ihn fort. — Ich griff nach Hut und Stock, und zog nach. Unbemerkt setzte ich mich in eine Ecke. Die neuen Freunde wurden vertrauter, ein Glas glacé à la framboise hatte den Zorn des kleinen Kunstrichters abgekühlt, und ein zweites, das der gutherzige Italiener nachsendete, verfehlte seine Wirkung auch nicht. Sie entfernten sich, und ich kam eben zur rechten Zeit in die Oper zurück, um zu hören, wie unzufrieden man mit der Rosine war.

Mit Hast ergriff ich am andern Tage das Blatt des Kleinen, ich hoffte — alle anderen Blätter hatten Rosinchen auf's schauderhafteste gelobt — hier wenigstens die gestrige Aussage des Kleinen bestätigt zu finden, aber, o Wunder! ich traute kaum meinen Augen, als ich las: „Mad. X., Sängerin ersten Ranges, hat als Rosine gastirt, mit einem seltenen Liebreiz in der Stimme verbindet diese Künstlerin ꝛc."

Nun so schlage denn das Wetter in alle Recensenten! rief ich aus, etwas Tolleres giebt es nicht! Ein Glas Eis vermag Wunderdinge und das arme Publikum wird mit

seinem Pränumerationsgelde schimpflich geprellt. Solche Bursche wollen über Politik urtheilen, und schon bei ihrem Urtheile über eine Sängerin schmilzt sie ein Glas Eis um! — Hole sie der Henker. —

Ich warf mich in meinen Tilbury und fuhr zu dem Kleinen hin.

„Haben Sie diese Recension geschrieben, Bester? — wo nicht, wie können Sie es leiden, daß man so etwas in Ihr Journal aufnimmt."

Ich denke, das Männchen will mich fressen, so springt es auf, und schreit mich an: „Herr, scheeren Sie sich zum Teufel! ich, und nicht Sie, habe meine Recensionen zu verantworten; was hier steht, das steht aus Ueberzeugung geschrieben da."

„Bester, beruhigen Sie sich," begütigte ich ihn, „daß ein Glas Eis abkühlende Kraft hat, habe ich gestern gesehen, daß es aber solche erhitzende Kraft besitzt, hatte ich nicht geahnt."

Nun kam ich aber erst recht an; der Kleine wies mir mit den gröbsten Schimpfwörtern die Thür. Meine Ehre war so gekränkt, daß mir nichts übrig blieb, als eine Herausforderung. Ich forderte ihn, aber fatal, statt seiner stellte sich der Italiener. Der Kleine hatte kein Herz und ich bekam einen Hieb in's Gesicht, an welchem ich lange zu kuriren hatte, ehe er heilte; für die Zukunft rathe ich doch jedem Recensenten, sich genau bei seinen Urtheilen gegen Andere zu erkundigen, von wem diese besoldet werden, damit es ihnen nicht geht wie mir.

Der Vorhang rollte herab; ein ungemessener Beifall folgte dem Stücke. — In der That überstrahlt aber auch „Die nächtliche Equipage", was Text und Musik anbelangt,

alle Produkte der neueren Zeit, und weder ein „Robert der Teufel," noch die „Grabesbraut" nach Tromlitz bearbeitet, oder Victor Hugo's „Lucretia" kommen ihr gleich. Im Vertrauen gesagt, Text und Musik ist von mir selbst, allein das wird die Glaubwürdigkeit meiner Recension darüber nicht hindern. Vor einem Jahrhundert würde ich mir mein eigenes Urtheil als Arroganz ausgelegt haben, indessen jetzt habe ich dergleichen nicht zu fürchten. Könnte ich doch vom Nordkap bis zum Kap der guten Hoffnung eine Unzahl großer Männer aufführen, welche nur dadurch groß sind, daß sie in verschiedene süd- und norddeutsche Blätter Recensionen über eigne Werke eingerückt haben, ohne zu erröthen; — und unter diesen würden sich Criminaldirectoren, Redakteurs medizinischer Zeitungen, Volksdichter und andere hochwichtige Männer finden. — Natürlich, die Leute kennen ihre eigenen Werke am besten, und sind überzeugt, daß ein anderer Recensent sich nicht die Mühe nimmt, sie zu lesen.

„Die nächtliche Equipage" also ist klassisch, denn wenn in der „Grabesbraut" nur eine Person von den Todten aufersteht, so habe ich ein ganzes jüngstes Gericht eingeführt. Und wenn in „Lucrezia Borgia" nur 5—6 Menschen sterben, so lasse ich deren 50 begraben — wenn nämlich die Statisten unter die Menschen zu rechnen sind. — Zähle ich nun die zahllosen Kanonenschüsse, Flüche, Verführungen u. dgl. dazu, so wird mir Niemand die Klassicität absprechen. Und dasselbe mit der Musik. Der „Robert" ist wegen der Sprachröhre und der Ketten — o Fülle von Originalität! — ein echt klassisches Werk. Ich habe origineller gearbeitet, denn wo im „Robert" und „Alcidor" Paukenschläge die Takte markiren, habe ich Kanonenschüsse als Grundbaß zu

Hülfe genommen, die zwar eben so wenig, als die Schilder im „Alcidor" werden in die Tonika, noch in die Dominante einstimmen, die aber doch eine so sentimentale Rührung hervorbrachten, daß alle Kinder unter 10 Jahren laut aufheulten, und alle alten Weiber über 30 Jahre in eine starre Ohnmacht hinsanken, so gerührt waren sie. Kann ich die Kunst höher bringen? ich zweifle. Rechne ich nun noch die Trompetenfanfaren und die Triller auf dem tiefsten Tone der Baßposaune, die so trefflich das Blöken eines Ochsen nachahmen, hinzu, so habe ich den echt künstlerischen Effekt, und die Balletänzer brauchen nicht erst, wie die Sklaven in der Nurmahal, mit den Füßen den Takt zu stampfen. — Nun bei Gott! — wer dem Werke Klassicität abspricht, der lerne bei Meyerbeer Compositions= und Effektenlehre!

Der Vorhang also war gefallen. Fanny wurde stürmisch gerufen; sie hatte die Peppilotte mit solch einem künstlerischen Aufwand gegeben, daß ich immer zitterte, sie würde sich vor Begeisterung Arm und Beine brechen, oder wenigstens die Lunge zersprengen. Ich war selig über den glänzenden Erfolg meines chef d'oeuvre, und eilte, nachdem ich ein Glas Punsch im Foyer hinuntergestürzt und dabei unendlichen Weihrauch eingesogen hatte, begeistert nach Fanny's Wohnung. Ich hatte zwar geschworen, keiner Künstlerin mehr den Hof zu machen, indessen die dira necessitas hatte mich zu Fanny hingetrieben, da sie die Hauptperson meines Werkes repräsentiren sollte.

Ich stand in Fanny's Vorzimmer, der alte Drache von Portiere sollte mich melden. Ich schaute mich vergebens nach ihr um, und beschloß ein wenig zu warten. In dem Zimmer hörte ich mit Fanny's eine mir bekannte Männerstimme.

„Fatal!“ rief ich aus, „schon Jemand bei ihr.“ Ich pochte endlich an. Keine Antwort! — nur ein leises Geräusch verrieth mir, daß Jemand im Zimmer sei; das Sprechen hatte sich in ein dumpfes Flüstern verwandelt, endlich war alles ruhig. — Ich pochte noch einmal!

„Entrez!“ rief Fanny's Stimme. Ich trat ein, aber, o Wunder! — die Liebliche lag allein auf dem Sopha, ängstlich bemüht, ihre Toilette etwas zu ordnen. Sonst war das Zimmer, welches keinen zweiten Ausgang hatte, leer. —

„Verzeihen Sie mir, liebster Edmond,“ flötete sie mir entgegen, „Sie finden mich im halben Negligee, ich war eben im Begriff, Abend-Toilette zu machen.“ —

Ich wollte nichts bemerken, obwohl viel zu bemerken da war, und Fanny fand bald ihre Heiterkeit wieder. — Wir sprachen über ihre Leistung, und so lange ich auf dem Sessel ruhig saß, war sie ganz vergnügt. Von einer zweiten Stimme hörte ich nichts weiter.

„Nur eins,“ begann ich, „hätte ich effektvoller gewünscht. Wenn Sie den Deckel des Sarges emporheben, und Ihren Vater darin finden, muß Ihr Schreck großartiger sein. Ungefähr so.“ Ich ging auf einen großen Holzkorb, der am Ofen stand, zu, um hier meine demonstratio ad rem zu beginnen. —

Fanny wurde todtenbleich, hielt mich zurück, und sagte: „Heute will ich mich nicht tadeln lassen, bleiben Sie sitzen.“

Allein mein künstlerisches Feuer hatte mich durchglüht, „ich muß es Ihnen zeigen!“ antwortete ich, riß mich los, ging feierlich aber schnell auf den Korb zu, hob ihn auf und — fuhr in der That entsetzt zurück, obwohl ich hätte

laut lachen sollen. — Geliebte Leserin! — ohne Zweifel wird dein Onkel oder deine Tante dir als Kind einmal eine Tabaksdose von dem Jahrmarkte zu Potsdam oder Spandau mitgebracht haben, mit der Ermahnung, fein säuberlich daran zu riechen. Hastig öffnetest du die Dose, und warfst sie entsetzt weg, indem daraus ein Harlekin, oder ein Priester mit einem schwarztaffetnen Mantel und einer weißen Krause hervorsprang, und dir einen Nasenstüber applicirte. So ging es mir, ich öffnete den Korb, Fanny schrie laut auf, und aus dem Korbe sprang ein Mann empor, der ohne Oberrock dastehend, mir zwar keinen Nasenstüber gab, aber doch, wie ein Vesuv, eine Fluth Schimpfwörter ausspie. Ich faßte mich, Fanny war in Ohnmacht gesunken, und der aus seinem Käfig befreite Bajazeth war Niemand anders, als mein Stallmeister!

„Zum Teufel, sind Sie mir denn überall im Wege!“ fuhr ich ihn an.

„Diesmal,“ entgegnete er, „will ich Sie mir aus dem Wege räumen. Nina ist in Italien, Fanny giebt mir gleiche Gunst, und bei Gott, Sie sollen mich nicht mehr stören. Vor zwei Jahren forderten Sie mich, jetzt ich Sie. Morgen sprechen wir uns.“

Ich stürmte fort, und hatte noch die Freude, Fanny's, der Wiederbeseelten, Stimme hinter mir deutlich zu vernehmen.

Also mein dritter Gang in's Bois de Boulogne. Oh! er wurde mir doch schwer. Und richtig, als sollte mein Unstern mich ewig zeichnen lassen, Fanny's wegen sitzt der dritte Hieb hier. — Ich lernte immer mehr Moral aus Beispielen. — Wenn ich meinen Sohn einmal auf die Uni=

versität schicke, so will ich ihm die Lebensregel mitgeben: „Mon ami! hüte dich vor allen Holzkasten und Cartons, vor Kleiderschränken und Bettvorhängen in den Stuben einer Sängerin, das sind Heiligthümer, und du weißt nicht, welch' eine Figur hinter ihnen hervorspringt, und dir einen Circumflex anhängt."

Portrait schicke, so will ich ihm die Lebensregel mitgeben: „Mon ami! hüte dich vor allen Holzkasten und Cartons, vor Kleiderschränken und Bettvorhängen in den Stuben einer Sängerin, das sind Heiligthümer, und du weißt nicht, welch' eine Figur hinter ihnen hervorspringt, und dir einen Circumflex anhängt."

Die Brautwerber.

Es war ein heller und freundlicher Tag, so schön und mild, wie man ihn in den Gefilden Nordamerika's zu erwarten berechtigt ist. Hohe himmelanstrebende Pinien zu beiden Seiten einer noch sim ersten Stadium des Entstehens begriffenen Chaussee warfen einen wohlthätigen Schatten auf einen leichten von vier canadischen Pferden dahingetragenen Phaeton. Die Führer dieses Fahrzeuges, zwei junge Leute, befanden sich in lebhaftem Gespräch, und man hörte bisweilen ihren Scherzworten ein lautes Gelächter folgen. Während dieselben ihre Unterredung fortsetzen, wollen wir uns der Mühe unterziehen, dieselben ein Wenig näher zu betrachten, und mit dem jüngeren Reisegefährten den Anfang machen. Bei dem ersten Anblick erkannte man in Harry Rear, so hieß der Jüngere, den Seemann, der mit den Elementen um Tod und Leben zu ringen gewohnt ist. Seine vom Wetter gebräunten Züge bekundeten, wie häufig er dem Wind und Wetter ausgesetzt gewesen und die Gefahren eines mühevollen Seelebens unter fast allen Zonen glücklich überstanden hatte. Eben so kühn, wie der Blick seines Auges, sprachen seine Mienen unverkennbar eine herzliche Gutmüthigkeit aus. Seine neue Uniform als Capitain eines Postschiffes stand ihm vortreff-

lich und gaben ihm das Ansehn eines Mannes, der seinem guten Glück vertraut und das Bewußtsein in sich trägt, sich unter allen Umständen selbst zu genügen. Der Andere, welchen wir Tom William nennen wollen, zwei Jahre etwa älter, zeigte schärfere Conturen des Gesichts und die scharf geschnittenen Züge desselben mit ihrem verschmitzten Lächeln ließen in ihm den Juristen ahnen, der die Gewalt und Kraft durch Schlauheit und List zu überflügeln gewohnt ist.

Harry und Tom waren Jugendfreunde und Spielgefährten gewesen; sie hatten die ersten Freuden und Leiden des Lebens mit einander getheilt und waren später, nachdem sie ihrem Lebensberufe gefolgt, wie dies so häufig im Leben geschieht, auseinander gekommen.

Während Harry fast alle Meere des Erdballs durchschifft, hatte Tom seinen Studien obgelegen und zuletzt die Hochschule in Quebeck besucht, als es der Zufall wollte, daß beide Freunde sich nach zehnjähriger Trennung bei einer Sommerreise auf dem Lorenzstrome wiederfanden und das alte Freundschaftsbündniß noch fester und inniger knüpften.

Wochenlang waren ihnen so in herzlichem Zusammensein die Stunden verflossen, als eines Tages Harry seinem Freunde Tom die Mittheilung machte, daß er wieder den Ort ihres Zusammenseins wechseln wolle, seine Sachen gepackt, sein Herz aber schon nach Sarotoga vorausgeschickt habe.

„So ruft Dich also wohl die Stimme Deines Herzens nach einem anderen Orte,“ sagte Tom lächelnd, „Du hast mir davon früher nichts, gar nichts mitgetheilt. Nun, ich gratulire, Freund, aber laß mich vor allen Dingen hören, ob die Flamme Deines Herzens schön und liebenswürdig ist.“

„Schön wie eine Madonna, die aus dem Pinsel Raphael's hervorgegangen, und liebenswürdig wie ein Engel," sprach Harry begeistert; „ich werde mich nicht wundern, wenn Du meine Ansicht theilst, sobald Du sie gesehen."

„Dann müssen wir allerdings aufbrechen, und ich hoffe, Du wirst nichts dagegen haben, wenn ich Dich mit der Schnelligkeit meiner vier Braunen an den Ort Deiner Herzallerliebsten spedire," sagte Tom lachend.

„Im Gegentheil," rief Harry, „ich werde mich freuen, wenn Deine Freundschaft Dich bewegt, mich zu begleiten, denn es wird meiner Angebeteten viel Vergnügen gewähren, Deine Bekanntschaft zu machen."

Am Morgen des nächsten Tages wurde aufgebrochen, und, da die Pferde nebst dem Phaeton schon Abends vorher an Bord des Dampfers gebracht waren, so konnte die Reise ohne Aufenthalt bewerkstelligt werden.

Mit reißender Schnelligkeit flog der Dampfer den grün bekränzten Lorenzstrom hinauf, dem ersehnten Ziele zu, während Wälder und Fluren, Berge und Thäler, Städte und Kirchen stromabwärts zu eilen schienen. Montreal gegenüber wurde angelegt und die schnaubenden Braunen vor dem Phaeton gespannt, um eine Reise von zwanzig Meilen zu Lande zu machen, nach welcher die Freunde zu den Ufern des Champlain-Sees gelangten, um von Neuem auf einen Dampfer einquartirt zu werden. Abermals bei Tuonderoga gelandet, brachte eine kleine Landreise sie an den Bord eines Dampfschiffes, welches den Krümmungen des St. George-See's folgte. Nach der Ausschiffung am Rande eines Fichtenwaldes, während die vier canadischen Rosse den Phaeton auf einer sich noch in sehr schlechtem

Zustande befindlichen Chaussee dahinschleppen, belauschen wir die Freunde im traulichen Gespräche.

„Endlich, Freund," sagte Tom lächelnd, „muß ich gegen Deine republikanische Gravität protestiren und würde Dich im Ernste wegen Deiner melancholischen Kopfhängerei schelten, wenn ich nicht wüßte, daß Du diese Miene mit allen Verliebten gemein hast, die man in einer Stunde zwanzig Mal lachen und zwanzig Mal weinen sieht."

„Lieber Tom," antwortete Harry gelassen, „thu' mir den Gefallen, meiner zu schonen, Du kennst die Sorgen eines Liebhabers nicht, der fürchten muß, die theure Angebetete nimmer die Seinige nennen zu können."

„Bombenelement!" entgegnete Tom lebhaft, „es scheint beinahe, als hätten sich alle Götter der Liebe gegen Dich verschworen und Du bist nahe daran, den Verstand zu verlieren, seit die ermüdeten Gäule den Wagen über diesen verwünschten Weg schleppen. Du wirst mich in dieser Einöde, wo man das Horn des Astolfo gebrauchen könnte, mit Deiner sentimentalen Hypochondrie noch verrückt machen."

„Quälgeist, um wenigstens Deinen Verstand vor dem Verrücktwerden zu schützen, will ich Dich mit der Lage der Dinge näher bekannt machen, und es ist vielleicht möglich, daß Dein an Erfindungen reicher Kopf für mich ein Mittel ersinnt, meiner trübseligen Bekümmerniß ein Ende zu machen und den Sohn eines unbemittelten Gentleman mit der reichen, Millionen besitzenden Mündel eines Reis- und Syrupshändlers zusammen zu bringen."

„Ha ha ha," lachte Tom, „das ließe sich schon hören, aber sage mir, ehe ich das Programm zu unserem Feldzuge entwerfe, ob Dir Deine Schöne gewogen ist."

„Ich glaube, wenn mich meine Ahnung nicht täuscht, diese Frage bejahen zu können."

„Um auf einen anderen Punkt zu kommen," entgegnete Tom, „hat der ehrenwerthe Herr Trumpf etwas, oder wohl gar sehr viel dawider?"

„Ich bin der festen Ueberzeugung, mehr als sich ein romantischer Liebhaber nur wünschen kann."

„Dann ist es nöthig, daß man die Stellung und Absichten des Feindes genauer kennen lernt."

„Nun, so höre, ich will Dich damit vertraut machen. Herr Washington Jefferson Pipkins, den Du vorher respektwidrig Trumpf nanntest, ist der einzige Beschützer und Wächter dieses Edelsteines, welche die Tochter eines westindischen Pflanzers war, als dessen Agent Herr Pipkins fungirte. Meine Schwester ging mit Miß Jenny Lormer in die Schule und ich verliebte mich in sie vom Hörensagen, bis ich eines Tages die Gartenmauer erstieg und ihre nähere Bekanntschaft machte, bei welcher wir die Gelübde ewiger Treue wechselten."

„Für einen Jankee in der That etwas sehr romantisch."

„Ich theilte Herrn Pipkins meine Absichten in einem Schreiben mit."

„Nun glaube ich, wird es pathetisch," lachte Tom dazwischen, „und er wies Dich in einem zornigen Schreiben schnöde zurück."

„Du hast es richtig errathen."

„Und weshalb?"

„Weil ich erstens nicht auf der Zuckerliste stand, zweitens mein Vater kein Gewerbe betrieb, und ich endlich drittens Handschuhe trug; drei so große, schwarze Flecken in

den Augen des Herrn Pipkins, daß alle Wasser des Niagara nicht im Stande sind, dieselben abzuwaschen."

„Tausend und alle Wetter, weshalb nahmst Du nicht Reißaus mit Deiner Dulcinea?"

„O, ich hatte triftige Gründe, denke nur, fünfzig Antheile bei der Versicherungsgesellschaft von Manhattam, eine Goldmine in Florida, Gott weiß, eine wie große Anzahl von Oxhoften Syrup und beinahe eine Million Morgen Landes an den Ufern des Missouri."

„Tod und Teufel, Freundchen, nun sehe ich endlich ein, daß Du spekulatives Genie besitzest, das ist ja ein leibhaftiges Eldorado."

„Ja und höre nur, alles dieses geht ihr und mir verloren, wenn sie gegen den Willen des alten Pipkins heirathet."

„Und jetzt," fuhr Tom weiter fort, „trinken diese Io und ihr Argus Brunnen, à la Europienne, in Saratoga?"

„Ja wohl, und dies ist ja eben der Grund, weshalb ich unsern Rossen Flügel wünschen möchte."

„Nun, meiner Treu," rief Tom in triumphirendem Tone, „ich verwette Alles, was ich besitze, gegen eine Nußschale, daß Du sie die Deinige nennen sollst, noch ehe der Herbst die Blätter von den Bäumen schüttelt."

„Das ist leicht gesagt und schwer gethan," antwortete Harry, „bewirkst Du, was Du versprichst, so schenke ich Dir ein Gespann von ächt virginischer Raçe, wie man ein Gleiches in Nordamerika nicht finden soll und will es gern vergessen, daß Du Dich über meine melancholische Schwärmerei lustig gemacht hast."

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, dürfte es nöthig sein, dem Leser ein kleines Bild des nordamerika-

nischen Badeortes Saratoga und hauptsächlich seiner Umgegend zu entwerfen.

Noch vor etwa dreißig Jahren wußte man nichts von diesem Badeorte, als durch einen Zufall ein wandernder Mineralog auf den Gedanken kam, die Quelle der damals aus höchstens vier oder fünf Hütten bestehenden Ansiedelung zu untersuchen und deren Heilkraft als vorzüglich zu erklären. Als in Folge dessen der Ruf der Heilkraft der Quelle durch alle Länder Amerika's drang, da fanden sich, wie mit einem Zauberschlage, eine Unzahl von Ansiedlern, welche es an Fleiß und Mühe nicht fehlen ließen, dem wüsten, undurchdringlichen Urwald das nöthige Terrain abzugewinnen, um darauf glänzende Hotels, prachtvolle Wohnhäuser, Apotheken, Städte und Gärten zu erbauen. Neue Quellen wurden gegraben und ein Schwarm von Kaufleuten, Apothekern, Brunnenärzten, Handwerkern und Arbeitern fiel über das einst so stille Fleckchen Erde her, welches vor wenigen Jahren noch Niemand gekannt hatte. Hier, wo der Urwald so düster und dicht gewesen, daß die Strahlen der Sonne nicht auf die Erde dringen konnten, entfaltete auf ein Mal die Kultur den blühendsten Handel und unbeschreiblichen Luxus mit allen seinen glücklichen und gefährlichen Folgen.

Keiner unserer europäischen Badeorte dürfte wohl, man kann dies mit Bestimmtheit behaupten, diesem nordamerikanischen Bade an Abgesondertheit, Sonderbarkeit und Merkwürdigkeit nahekommen; noch zumal wir daran gewöhnt sind, in der Nähe, oder wenigstens nicht weit davon eine kleinere oder größere Stadt, mindestens aber immer Dörfer oder Ansiedelungen zu finden. In der Umgegend von Saratoga aber würde man in einer Ausdehnung von

wohl hundert bis hundertfünfzig Meilen eine lebende christliche Seele vergebens suchen. Rothhäutige Indianer streifen indeß noch genug umher, wenn ihre Zahl auch mehr und mehr abnimmt, da die Cultur nun auch hier vorzuschreiten anfängt. Die Wege zum Badeorte selbst sind mit großer Mühe und Beharrlichkeit durch das Dickicht des Waldes gehauen, aber oft hemmte plötzlich ein von dickem Gesträuch und Gestrüpp umwachsener Waldbach die fortschreitende Arbeit, so, daß man mit den gefällten Bäumen denselben überbrücken mußte.

Die erste christliche Seele, welche in die Umgebung Saratoga's kam, war ein Holländer, Namens Varhyt; derselbe hatte sich ungefähr sechs Meilen von dort eine Kolonie angelegt, noch ehe jemals an die Entdeckung der Mineralquellen zu denken war. Im tiefsten Dickicht des Urwaldes hatte er, von Niemand als den räuberischen Rothhäuten gekannt, seine Ansiedelung aufgebaut, und der Himmel über ihm schien von den fürchterlich großen Tannen des Urwaldes getragen zu werden. Ein Teich, der mindestens so tief war, wie die Tannen über der Erde emporstrebten, lag dicht vor den Fenstern des Holländers und hatte eine Farbe so schwarz, als sei er mit Tinte gefüllt. Hier führte Herr Varhyt das beschauliche Leben eines freien Holländers, sprach mit seinen Rindern, Schafen, Gänsen und Enten holländisch, sang die Psalmen David's, schmauchte den selbstgebauten Taback aus irdener Pfeife und sah sonst nie ein menschlich weißes Antlitz, als wenn er sich die Mühe gab, selbst in einen Spiegel zu sehen. Da wird plötzlich die Heilkraft der Quellen von Saratoga entdeckt und in der stillen Einöde, die höchstens von dem Gesange der Psalmen des alten Holländers wiederhallte,

fing mit einem Male ein neues Leben an. Menschenmassen schwärmen herbei und bald zählt der Ort an siebentausend Einwohner, ehe Herr Varhyt auch nur eine Ahnung ihres Daseins hat. Da will es plötzlich der Zufall, daß ein liebendes Pärchen auf einsamer Wanderung die Pflanzung auswittert und sich bei ihm einquartirt. Seitdem hat der alte Mann keine Ruhe mehr, denn bald füllt sich seine einsame Ansiedelung mit Gästen aller Art, die sich seine schönen Forellen gut schmecken lassen. In Folge dessen sieht er sich genöthigt, einen Preis auf seine Forellen zu setzen, seine Kohlpflanzungen einzufriedigen und zu seinem Hause noch ein Paar Zimmer zuzubauen. Einem Reisenden in Nordamerika wird es seit der Zeit als eine Unterlassungs-Sünde angerechnet, wenn er die Bäder von Saratoga besucht und bei dem alten Varhyt nicht vorgesprochen hat; gerade, als ob er den Niagara nicht gesehen hätte.

Wir kehren zu unseren beiden Freunden zurück. Harry hatte es eben nicht für nothwendig gehalten, bei den Operationen Tom's in Saratoga gegenwärtig zu sein, sondern zog es vor, sich nach der Ansiedelung des alten Holländers zu begeben. Zu diesem Zwecke miethete er sich in Saratoga ein Fuhrwerk, das ihn nach der Kolonie Varhyt's brachte, während Tom allein von einem Gasthause zum andern fuhr und endlich in Congreß-Hall ein Unterkommen fand. Harry richtete sich in einem der neu erbauten Zimmer des alten Holländers so behaglich ein, als es das sehr einfache Ameublement nur immer gestatten wollte, ein Tisch, ein Stuhl, ein hartes, aber reines, mit dem feinsten Leinen überdecktes Bett, waren die einzigen Bequemlichkeiten, auf welche man bei Herrn Varhyt An-

sprüche machen konnte. Obgleich es spät Abends war, als er bei Varhyt ankam, so ließ ihn doch die verliebte Ungeduld, mit der er den Erfolg von Tom's Manövern erwartete, nicht einschlafen und unruhig wälzte er sich auf seinem Lager umher mit dem Wunsche, daß es bald Tag werden möchte; während Tom in Congreß-Hall ganz gemächlich schnarchte und wohl wenig von der Ungeduld seines Freundes Harry ahnte; dennoch mußte letzterer bei all' seiner Ungeduld den Abend des nächsten Tages erwarten, aber länger wäre nichts im Stande gewesen, ihn auf der Ansiedelung des alten Holländers zurückzuhalten. Um den Weg nach Saratoga nicht zu Fuß zurückzulegen, borgte er sich des alten Holländers steifen Gaul, welchen Varhyt mit Stolz Duivel (Teufel) nannte und trabte auf demselben mit Noth und Mühe, ohne Furcht, den Hals unterweges zu brechen, von dannen.

Es war gegen zehn Uhr Abends, als er in Congreß-Hall ankam und flüchtig warf er dem Stallknecht den Zügel von Mynher Varhyt's Duivel zu; dann eilte er durch den Garten nach der östlichen Colonade.

Es dürfte nicht uninteressant sein, dem Leser einen kleinen Begriff von Congreß-Hall zu machen. Congreß-Hall ist ein hölzernes Gebäude, dessen Flächeninhalt sich nicht genau berechnen läßt; auf einer sanft ansteigenden Anhöhe liegend, entbehrt es fast jeden architectonischen Schmuckes, wenn man nicht eine mit Reben bewachsene Colonade dafür ansehen will.

Rund umgeben von der düsteren, Jahrhunderte alten Urwildniß ragt eine Fichtengruppe neben dem Gebäude hoch über die Schornsteine desselben empor. Fast funfzehn Millionen Menschen von weißer Farbe halten diesen Ort

für den Palast der Freude und des Reichthums, dieses hölzerne Babel für die Wiege der Liebe und Freundschaft, für die Arena der Mode und des Luxus, genug für das Paradies der Erde. Hier speisen in den heißen Sommermonaten wohl sechshundert bis tausend Personen täglich; trinken die edelsten Weine, welche die Rebe aller Länder erzeugt, verschmausen die feinsten Delikatessen aller Welttheile, lachen und scherzen vom Morgen bis zum Abend. Wenn die Dämmerung beginnt, machen sie eine Promenade und trennen sich beim Einbruch der Nacht, um eine halbe Stunde später im vollständigen Ballanzuge in Congreß-Hall zu erscheinen. Zwar giebt es im Orte eine Menge Hotel's und Wohnhäuser, die eben so geräumig und vollgepfropft von Badegästen sind, jedoch bleibt Congreß-Hall der Mittelpunkt des allgemeinen Vergnügens und es geht hier wie bei allen Dingen, welche in der Mode sind, was genügt, um die weiten Räumlichkeiten in allen Theilen zu füllen.

Zu der Zeit, als Harry eintraf, befanden sich die Badegäste auf der Promenade, man war damit beschäftigt, die Speisetische aus den Salons fortzutragen, und alles zum Balle vorzubereiten. Die Wände des unermeßlichen Saales waren mit Blumenguirlanden geschmückt und der Boden mit grünen Teppichen belegt; von der Decke herab senkten sich die Banner aller Nationen, hauptsächlich aber diejenigen aller Staaten Amerika's, geschmückt mit den Anfangsbuchstaben der Helden der amerikanischen Unabhängigkeitskriege. Der Ballsaal befindet sich im Parterre des Gebäudes und die Fenster liegen nach der von Weinreben umrankten Colonade hinaus.

Es ist beinahe eilf Uhr Abends, Schaaren von dick-

mäuligen Negern stehen umher und blicken zu allen Fenstern hinein; die Musik hatte soeben begonnen und die Neger verabsäumten es nicht, den Takt zu einem Walzer, der gespielt wurde, mit Händen und Füßen zu schlagen, so, daß die Kerzen im Saale zitterten.

Harry stellte sich, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, an eins der am wenigsten besetzten Fenster und erwartete mit Ungeduld die Ankunft der Tänzer. Endlich schwebten sie herein, eine Schönheit nach der andern, eine Jede an der Seite ihres stattlichen Cavaliers. Und welche Schönen, — feine zarte Engelsgestalten, mit flammenden Augen, gleich den Jungfrauen aus dem Paradiese Mahomets; schüchtern wie die Antilope des Gebirges, von einem Wuchse, wie ihn nur eine Amerikanerin (ohne unseren schönen Leserinnen Abbruch zu thun) aufweisen kann. Wer die Frauen Nordamerika's gesehen hat, wird unsere Beschreibung billigen, da es beinahe scheint, als wenn die neue Welt eine neue Gießform für ihre Geschöpfe angenommen hat, denn die weiblichen Wesen Nordamerika's sind so schlank, daß man sie mit ihren heimischen Pinien vergleichen kann.

Ganz zuletzt endlich trat zur Beruhigung Harry's Tom in den Saal und an seinem Arme hing die schöne Angebetete. Nie war sie ihm so reizend vorgekommen, mit Grazie schritt sie einher und ihre durchschimmernden Wangen waren leicht geröthet durch den Einfluß der Beleuchtung. Ihr weißer Arm ruhte sorglos und vertrauend in dem Tom's, so blendend weiß, so schön, so edel, als hätte ihn Canova's kunstgeübte Hand aus carrarischem Marmor geformt, während ihre Lippen leicht geöffnet und die Augen von mädchenhafter Ueberraschung wie bezaubert schienen.

Wer von den Lesern dieser Skizze jemals eine Schön-

heit von nordischem Blute gesehen, die in südlicher Zone gereift ist, wer je in dieses dunkle blaue nordische Auge, das in die Gluthen der tropischen Sonne getaucht, geschaut, wer den hellen Verstand und die beharrliche Treue des Nordens mit dem Enthusiasmus der Hingebung im herrlichen Durcheinander erkannt, der wird sich eine schwache Vorstellung von der Geliebten Harry's, Miß Jenny Lormer, machen können.

Tom walzte zuerst mit Jenny, dann mit der Schwester Harry's, welche sich in steter Begleitung Miß Lormer's befand und beendigte mit Letzterer wiederum, zu nicht geringem Verdrusse Harry's, der die Scene von dem Fenster aus überblickte, den Tanz. Nach Beendigung des Tanzes verließen sie den Saal, um in der Colonade frische Luft zu schöpfen. Tom war einer der schönsten Männer in der ganzen Ballgesellschaft und es war natürlich, daß sich die schönen Augen der Damen auf ihn richteten. Oftmals hatte er auf seinen Reisen mit Harry denselben durch seine Schönheit und das Interessante seiner Erscheinung verdunkelt und derselbe begann zu fürchten, es möchte auch hier der Fall sein. In diesem Gedanken befangen, begab er sich durch die Colonade in den Garten und eine Schaukel, welche zwischen zwei gigantischen Bäumen unter einer Balustrade hing, diente seinen Betrachtungen zum Ruhepunkt. Spaziergänger wandelten nach Beendigung des Tanzes im Garten umher und da Harry unter den Vorübergehenden die Stimme Tom's nicht vernahm, so vermuthete er denselben wieder im Saale. Eine Dame und ein Herr wandelten längere Zeit stumm bei Harry vorüber und als sie endlich ihm gegenüber an einem Gitter stehen blieben, erkannte er die klare silberhelle Stimme Jenny's,

wie sie sich über die prachtvolle Nacht äußerte; die Antwort hierauf entging Harry, dagegen vernahm er von Neuem die Stimme Jenny's, welche ein vorher abgebrochenes Gespräch wieder anzuknüpfen schien. Er konnte ganz deutlich hören wie sie sagte: „und sind Sie auch ganz sicher, daß Sie ohne Vermögen heirathen können?"

„Ganz gewiß, theure Miß Lormer."

Harry sprang, wie von einer Tarantel gestochen, empor und war im Begriff, Tom nachzueilen, allein ehe er dies konnte, waren Tom und Jenny im Gedränge verschwunden. Halb wahnsinnig rannte er im Garten auf und nieder, sich, Tom, Trumpf, Varhyt, Congreß-Hall, wie alle Welt verwünschend. Verrathen, wie er sich von Tom glaubte, war er ungewiß, ob er in den Ballsaal gehen und den Verräther entlarven, ob er seinem Leben in Varhyt's Teich ein Ende machen, oder sich irgend einem Indianer-Stamm anschließen sollte, um allen Weißen den Krieg zu erklären.

Endlich, nachdem eine Unzahl von Plänen seinen Kopf durchkreuzt hatte, gewann eine ruhige Anschauung wieder Platz; er beschloß die Dinge in der Nähe zu betrachten und begab sich zu diesem Zwecke in das Punschzimmer, wo er sich Feder, Tinte und Papier geben ließ, um nachfolgende Zeilen an Tom zu schreiben:

„Theurer Tom! Da Deine Verbindung „mit Miß „...... offiziell ist und gewiß nahe bevorsteht, so bedarfst Du dazu ohne Zweifel eines Trauzeugen und Du „würdest Deinen alten Freund sehr verbinden, wenn Du „ihm dieses Amt übertragen wolltest.

Harry Near."

Er übergab das Billet einem Kellner zur Bestellung, rannte dann in den Stall, wo er Varhyt's Teufel aus dem

Schlaf störte, schwang sich auf dessen eckigen Rücken und fort ging es durch die dunkle Nacht in den finstern Wald. Den sonst fünf Stunden langen Weg hatte er in kaum drei Stunden zurückgelegt und die Uhr hatte soeben drei geschlagen, als er in Varhyt's Colonie ankam. Der alte Varhyt, der mit seinen Hühnern im Lichte der Dämmerung zu Bette ging, war auch beim ersten Scheine des neuen Tages wieder auf den Beinen und wunderte sich nicht wenig, schon Leben im Gehöfte zu finden. Als er aber den von Schweiß triefenden Duivel und den daneben stehenden Reiter sah, konnte er sich nicht enthalten, ein „verrückt" in den silbergrauen Bart zu brummen. Harry zog den Teufel in den Stall und kümmerte sich wenig um das Brummen des Alten, der seinen armen Duivel von ganzem Herzen auf gut Holländisch beklagte und nicht begreifen konnte, wie ein Mensch sein armes Thier so abtreiben könne. Harry hatte es unterdeß versucht, sich zur Ruhe zu legen, aber kein Schlaf kam über seine brennenden Augen; die Furien der Eifersucht durchwühlten sein Gehirn und er wälzte sich noch auf seinem Lager umher, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Es war etwa gegen neun Uhr, als der Bursche Tom's vor Varhyt's Hause vom Pferde stieg und Harry einen Brief überbrachte. Dieser erbrach ihn und las Folgendes:

„Theurer Junge! Es ist mir unbegreiflich, wie Du zu „der Kenntniß meines Geheimnisses gelangt bist und „ich muß beinahe fürchten, daß Du mit dem Bösen im „Bunde stehest, sonst weiß ich nicht, woher Du etwas „erfahren konntest, was ich selbst erst seit wenigen Mi- „nuten weiß. Sei indeß überzeugt, daß ich Niemand „anders als Dich bei der Feierlichkeit meiner Trauung

„wählen werde. Abgesehen davon, auf welche Weise „und durch welchen Teufelsspuk Du mein Geheimniß „entdeckt hast, so sage ich Dir für jetzt tausend Dank „wegen Deiner großmüthigen Einwilligung; übrigens „erwartete ich nichts Geringeres von Deiner Sinnesart. „Wenn es möglich ist, so komme ich morgen früh zu Dir „hinüber und bringe das Material zum fünften Akt un„serer Komödie mit. Ganz der Deinige

Tom William."

„Bombenelement!" rief Harry, „Komödie nennt er das?" In seiner Wuth warf er den Brief zu Boden, trat mit den Füßen darauf und gebehrdete sich wie ein Wahnsinniger. Endlich kehrte aber seine Ruhe wieder zurück und er trat zum alten Varhyt ein, der ihn wegen des armen Duivel mit grimmigen Blicken empfing, um dessen Vogelflinte zu leihen, und in den Wald auf die Jagd zu gehen. Als er den ganzen Tag den Wald durchstreift hatte, kehrte er gegen Abend todtmüde in des alten Holländers Ansiedlung zurück, und verfiel aufs Neue in dumpfe Träumereien, bis auch endlich nach körperlicher und geistiger Ermattung ihn Morpheus in seinen Armen zu einem sanften Schlummer durch das Reich der Nacht entführte. Als er neu gestärkt am andern Morgen zum Leben erwachte, hörte er die monotonen Psalmen des alten Holländers, der auf dem Teiche vor dem Hause in einem indianischen Canoe sitzend, das Handwerk eines Fischers trieb, und er begab sich an den Rand des Wassers, um in stummer Resignation, seinen Schmerz bekämpfend, dem Alten, auf dem Rasen niedergestreckt, zuzusehen.

Längere Zeit hatte er so im Grase am Ufer des Teiches gelegen, als er das Rasseln eines Wagens, der über die

Brücke fuhr, vernahm, und sah, daß derselbe vor Barhyt's Hause Halt machte.

Tom sprang mit einem Unbekannten aus dem Wagen, und rief mit lauter Stimme, daß der alte Barhyt erschreckt zusammenfuhr:

„Ho! ho! Harry, wo bist Du, alter Junge!"

Harry kämpfte seinen Ingrimm nieder, erhob sich und ging auf Tom zu.

„Tummle Dich, alter Junge," sprach Tom freudig, indem er Harry's Hand ergriff und lebhaft schüttelte.

„Heraus damit, Herr Peppelton, nur heraus damit, daß wir die Sache so schnell als möglich abmachen."

Harry wußte nicht, wie ihm geschah, und was das bedeuten sollte, bis Tom aufs Neue fortfuhr:

„Nur heraus mit Ihrem Tintenstecher und lassen Sie den Herrn dort unterschreiben, während ich einstweilen für meine Renner ein Unterkommen suche."

„Was soll das bedeuten, Herr?" sagte Harry lebhaft, als der Fremde ihm ein Papier überreichte, auf welchem er sehr deutlich seinen Namen lesen konnte.

Der Advokat sah Harry bedeutsam und verwundert zugleich an, und sagte dann:

„Was es bedeuten soll? — Nun es ist ein Heirathsvertrag zwischen dem sehr ehrenwerthen Herrn Harry Rear und der sehr tugendhaften Miß Jenny Lormer. Sind Sie etwa nicht der in diesem Instrument bezeichnete Herr, oder mit dem Act selbst vielleicht nicht einverstanden?"

Harry stand wie versteinert, ein Schwindel ergriff alle seine Sinne, er wußte nicht, wie ihm geschah, und halb abwesend, wie er war, bemerkte er nicht, wie seine Schwester, aus dem Hintergrunde hervortretend, die Arme

Jenny's, seiner geliebten, heißersehnten, zuletzt unter Thränen und Schmerzen aufgegebenen, verloren geglaubten Jenny auf seine Schulter legte, und sich dann entfernte, um die beiden Glücklichen allein zu lassen. Harry's Herz war zum Ueberströmen voll, und mit tausend Schwüren betheuerte er, vor Jenny niederknieend, seine Liebe. Berauscht von seinem Glück und von seiner Freude hatte er nicht bemerkt, wie Tom am Arme seiner Schwester eingetreten und Beide Blicke des Einverständnisses mit einander gewechselt hatten. Beide traten zu Harry und Jenny und Tom sagte freudig bewegt:

„Indem wir Herrn Harry Raer zu der Verlobung mit Miß Jenny Lormer unsere herzlichen Glückwünsche darbringen, bitten wir gleichfalls um die gegenseitige Gratulation."

„So soll sich also mein Glück noch verdoppeln," rief Harry im Uebermaaß seiner Freude, „dieser Tag ist der schönste meines Lebens; gern gebe ich meine Zustimmung und wünsche Euch und uns Glück aus dem Grunde meines Herzens."

Als die ersten Eindrücke der Sinne, die wir soeben zu schildern versucht, dem ruhigeren Gefühle der Genugthuung Platz gemacht hatten, dachte man daran, nach Congreß-Hall zurückzukehren, um dort sofort die Hochzeit zu feiern. Kaum war man auf dem Wege dorthin, als Tom das Gespräch eröffnete, dessen Gegenstand der Brief Harry's war.

„Nun aber, Teufelskerl," begann Tom, „nun sage mir ein Mal, wenn Du etwas ruhiger geworden und Dich vom ersten Schreck der Liebe erholt hast, wie Du hinter mein Geheimniß, die Liebe zu Deiner Schwester, gekommen

bist, und woher Du wissen konntest, daß Deine Schwester mir die Ehre erzeigt hat, meine Hand anzunehmen."

„Deine Liebe zu meiner Schwester, mein theurer Tom, hat mir viel Schmerzen gemacht, da ich glaubte, Du hättest mir die Liebe Jenny's geraubt. Vorgestern belauschte ich Dich in einem Gespräche mit Jenny und glaubte Jenny's vertrauliche Mittheilungen auf Dich beziehen zu müssen." Und Harry erzählte nun die Geschichte des vorgestrigen Abends unter allgemeinem Gelächter, wie ihn der neckische Zufall einen so fatalen Schabernack gespielt habe, und wie er durch eigene Eifersucht das Opfer einer sehr unangenehmen Mystification geworden war.

„Nun aber," fuhr Harry fort, nachdem sich das Gelächter etwas gelegt hatte, „wünsche auch ich zu wissen, durch welchen Kunstgriff Du Herrn Washington Jefferson Pipkins überlistet und wie Du seine Zustimmung zu meiner Verbindung mit Jenny erlangt hast."

„Die Sache ist sehr einfach, mein guter Harry", erwiderte Tom. „Nicht für Dich habe ich bei Herrn Pipkins um Jenny geworben, sondern für Herrn Tom Trumpf, der sich als stiller Compagnon des bedeutenden Bankhauses Philipp Jacobson in Liverpool genannt hat, und den er auch für den begünstigten Freier seiner Mündel Miß Jenny Lormer hält."

„Du hättest das vergnügte Gesicht des alten Knausers sehen sollen," erzählte Tom weiter, „und wie er vor Freuden hüpfte über die schöne Aussicht, seine Mündel in der Bank von Liverpool untergebracht zu sehen. In freudiger Ueberraschung hierüber hat er ihr ohne weitere Nachforschung ihr ganzes Vermögen abgetreten, und ich nehme mir die Freiheit, Dir das Dokument hiermit zu überreichen. Zugleich hat Herr Pipkins sich des Rechtes der Ueberwachung der

Güter von Miß Lormer feierlichst entsagt, was ich in dem Dokument zu bemerken nicht unterlassen habe. Leider wird allerdings der gute Mann recht bald etwas unangenehm überrascht werden, und ich glaube kaum, daß ihn die Enttäuschung amüsiren wird, wenn er überhaupt ein großer Freund von Ueberraschungen ist. Allein das schadet nichts, ich habe ihm Jenny's Vermögen entrissen, und da er wegen Jenny's erreichter Volljährigkeit über deren Person keine Verfügung mehr treffen kann, so hat Jenny allein über Hand, Herz und Vermögen zu gebieten, die sie nun nicht Herrn Tom Trumpf, sondern Herrn Harry Near angeboten und die dieser, wie sich von selbst versteht, nicht ungern angenommen hat."

Die Pferde machten Halt, denn die beiden liebenden Paare befanden sich am Fuße der Anhöhe, auf dessen Spitze Congreß-Hall stand. Man erstieg den Hügel und war in wenigen Augenblicken an dem Thore des Gasthauses.

Die Frühstückstische waren bereits hinweg geräumt und noch schlenderten einige Nachzügler des Frühstücks die Colonade entlang, und unterhielten ein munteres Gespräch. Herr Pipkins saß unter dem Portikus und las, gemüthlich seine Cigarre schmauchend, die Zeitung. Ehe man ihn in seiner Ruhe störte, bestellten Harry und Tom ein kleines, gut besetztes Mittagsmahl, und Jenny lud ihren ehemaligen Vormund zu demselben mit den Worten ein, daß sie ihm dabei ihren Zukünftigen vorstellen wolle.

Als man sich zur Tafel setzte, ergriff Tom das Wort und sagte:

„Herr Pipkins, ich habe die Ehre, Ihnen hier Herrn Harry Near, einen Postschiffs-Kapitain Ihrer Brittischen Majestät, vorzustellen, der das Vergnügen gehabt hat,

Miß Jenny Lormer zu gefallen, und statt des ehrenwerthen Herrn Tom Trumpf zum Ehegemahl von ihr erwählt zu werden. Herr Advokat Peppelton hat heut Morgen in der Ansiedelung des alten Holländers den Ehekontrakt zwischen Miß Jenny Lormer und Herrn Harr Rear vorgelegt, und derselbe ist von beiden Personen mi vollem Einverständniß unterzeichnet worden. Ich hoffe diese Mittheilungen werden Ihnen nicht unangenehm sein und gebe mir die Ehre, Sie im Namen des Brautpaare zur feierlichen Trauung in der Kirche zu Saratoga au heute Abend einzuladen."

Nur ein geschickter Maler würde im Stande gewese sein, das Erstaunen und den Verdruß, welcher sich au allen Zügen des Herrn Pipkins malte, wiederzugeben; wi leisten darauf Verzicht, seine Verlegenheit und den Aerge über die List zu schildern, welche zwei glückliche Paare ve einigt hatte. Am Abend desselben Tages standen die bei den glücklichen Paare, Harry und Jenny, Tom und Harry' Schwester, vor dem Altar der Kirche zu Saratoga un empfingen den Segen des Priesters zum ehelichen Bund

Harry sandte sofort seine Entlassung aus dem bri tischen Postdienst ein, und begab sich mit seiner Gemahli auf seine weitläuftigen Besitzungen in Wisconsin, wohi ihn Tom und seine Gattin begleitete, welchen Harry mi einer reichen Anstellung auf seinen Gütern beschenkt hatt Herr Washington Jefferson Pipkins verließ am andere Tage Saratoga, nachdem von ihm gröblicher Weise di Einladung zur Hochzeitsfeier der vier Neuvermählten ab gelehnt worden war.

Druck von Hermann Schmidt in Berlin, Probst-Straße 3.

Druck von Hermann Schmidt in Berlin, Probst-Straße 3.

Brunold, F.

Perlen Gesammelte Novellen von F. Brunold, A. Woldemar und Leopold v. Kesteloott. (Inhalt: Die Brunnennixe. Aus den Papieren des Baron B. Von A. Woldemar. Der Pfeil. Historisch-romantische Erzählung von F. Brunold. Das Alibi. Von A. Woldemar. Meine Duelle. Von A. Woldemar. Die Brautwerber.

Berlin 1855